



Wilhelm Haibach

(1880 – 1953)

Vorwort:

Wir erzählen die *Geschichte* des Wilhelm Haibach, der 30 Jahre im Batakland auf Sumatra gelebt hat, davon 8 Jahre niederländischer Kolonialbeamter am Toba - See war.

Unsere Quellen sind:

1. „Die Erinnerungen“ seiner Frau Luise Haibach
2. Das Buch: „A Dutchman`s Life Story“ von D. v. d. Meulen
3. Briefe aus Butar und Auszüge aus dem Gästebuch in Sumatra

Hanna Moeser, geb. Haibach
&
Alfred Peterschmitt

Inhalt:

Kapitel 1: Sumatra - Toba - See - Batakland

Kapitel 2: Ausbildung zum Missionar und erste
Missionsstation in Sumatra

Kapitel 3: Pionier - Missionar in Barus

Kapitel 4: Niederländischer Kolonialbeamter am Toba - See

Kapitel 5: Missionsstation in Butar und Briefe

Kapitel 6: Auszüge aus dem Gästebuch in Sumatra

Kapitel 7: Wieder in der Heimat

Sumatra ist die westlichste Insel Indonesiens. Mit 1.770 km entspricht ihre Länge etwa der Entfernung Frankfurt am Main bis Spanien. Die breiteste Stelle beträgt nur 400 km.

Um 1900 hatte Sumatra etwa 5 Millionen Einwohner. Der Nordwesten besteht aus Hochgebirge mit vielen Vulkanen. Darinnen liegt tief eingebettet der Toba - See in 1200 m Höhe.

Er ist der größte Kratersee der Erde, fünfmal so groß wie der Bodensee. Mitten im See liegt die Insel Samosir, 42 km lang und 16 km breit, mit 66000 Einwohnern (um 1920).

Auf dieser Insel und rund um den See lebt das Volk der Batak. Ein eigenständiger Volksstamm, der viele Jahrhunderte in der Isolation der Berge lebte.

Ein kluges Volk mit eigener Kultur und eigener Schrift. Sie bauten hohe kunstvolle Giebelhäuser mit geschmackvollen Schnitzereien. Sie konnten Pulver zubereiten, weben und Reisfelder bebauen.

Der Toba - See war den Batak heilig. Niemand durfte seine Schönheit sehen. Eindringlinge wurden getötet und grausam verspeist. In den Vulkanbergen rund um den See wohnten ihre Gottheiten.

Erst im 19. Jahrhundert durch die niederländische Kolonialregierung und durch die christliche Missionsarbeit begannen Fremdeinflüsse wirksam zu werden. 1861 kamen erste Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft

in's Batakland. Nommensen gilt als „der Apostel“ der Batak. Geisterkult und Totenkult waren unerschütterlich.

Auf Druck der Missionare verbot die Kolonialregierung die grausamen Opferfeste.

Heute hat die Batakirche 1 Million Mitglieder ist aber in Indonesien eine Minorität neben 90 Prozent Muslime.

Die Kirche brachte den Batak neben dem Glauben viele soziale Einrichtungen, Krankenhäuser, Schulen und Mädchen - Internate. Sie unterhält in Siantar eine Universität für Theologie.

Der Zentralregierung in Jakarta gehören überdurchschnittlich viele Batak - Christen an.

Kapitel 2 Ausbildung zum Missionar und erste Missionsstation in Sumatra

Durch den Besuch mancher Missionsfeste wurde der junge Wilhelm Haibach in seiner Heimat mit der Mission bekannt. Besonderen Eindruck machte auf ihn, dass ein jüngerer Pfarrer in Grävenwiesbach sein Pfarramt aufgab und als Missionar nach China ging. Da erwachte in ihm der Wunsch, in die Heiden - Mission zu gehen. Sein Pfarrer bestärkte ihn in seinem Vorhaben.

1898, als Achtzehnjähriger, bewarb sich Wilhelm Haibach im Missionshaus der Rheinischen Missionsgesellschaft und wurde angenommen. Der Aspirantenzeit folgte eine gründliche Ausbildung in der Krankenpflege, anschließend die Seminar - Ausbildung in Barmen. 1908 bestand Wilhelm Haibach das Schluss-examen und wurde in der reformierten Kirche in Elberfeld ordiniert.

Am 28. September 1908 fuhr Wilhelm Haibach nach Sumatra ins Batakland. Auf mehreren Missionsstationen wurde er zunächst in die Arbeit der Missionare eingeführt. Zugleich lernte er die Sprache der Einheimischen.

Ein Jahr später übertrug man ihm schon eine eigene Gemeinde. Es war nicht leicht für den Anfang, eine große Gemeinde mit vielen Filialen selbständig zu führen. Mit seinem frischen, fröhlichen Wesen gewann er schnell die Herzen der Einheimischen. Auch seine medizinischen Kenntnisse halfen, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen.

Jeden Morgen um sechs Uhr, nach einer kurzen Morgenandacht, begann er mit der Behandlung der Kranken. Die Veranda war immer voll kranker Menschen. Ein alter pensionierter Lehrer war ihm bei der Behandlung behilflich.

1910 kam seine Verlobte Luise Müller nach Sumatra und es wurde geheiratet. Wie freuten sich die Bataks, als die weiße „Nonja“ kam. Sie überfielen den blumengeschmückten Brautwagen, spannten die Pferde aus und zogen den Wagen selbst. Auf dem Hof der Missionsstation war zur Begrüßung die ganze Gemeinde versammelt.

Die Bataks sehen den Missionar als ihren Vater an und kamen mit allen Anliegen zu ihm. Es gab Kranke zu behandeln, Streitsachen zu schlichten, Dorfbesuche zu machen und vieles mehr. Die Hauptarbeit blieb aber doch, das Evangelium zu verkünden, nicht nur sonntags in der Kirche, sondern auch in der Woche. Die Lehrer und Kirchenältesten hatten ihre besonderen Vorbereitungen für ihren Dienst in den Schulen und Gemeinden.

Zu der Missionsstation gehörten noch eine Anzahl von Filialen, die Wilhelm Haibach sonntags abwechselnd besuchte, um Gottesdienst zu halten und

Amtshandlungen zu versehen. Zu den Filialen, die leicht zu erreichen waren, durfte Luise mit. Stolz ritten beide am Sonntagmorgen zum Tor hinaus; Wilhelm auf seinem Schimmel und Luise auf ihrem schwarzen Pluto. Sie mussten auf schmalen Pfaden reiten, häufig an steilen Abgründen vorbei. Oft waren sie bange. Einmal war auch ein Tiger in ihrer Nähe, und die Pferde fingen an zu rennen. Zum Glück erreichten sie bald ihr Ziel!

Kapitel 3 Pionier - Missionar in Barus (Westküste)

Die niederländische Kolonialregierung wünschte, dass in Barus, in einer sehr heidnischen Gegend, eine neue Station gegründet werden sollte. Wilhelm Haibach und seine Frau wurden zu dieser Arbeit ausgewählt.

Es fiel ihnen schwer, aus einer geordneten Gemeinschaft in die Einsamkeit unter Heiden und Moslems zu gehen, aber im Gehorsam gingen sie diesen Weg.

Wilhelm Haibach begann nun, in Barus einen Bauplatz zu suchen und Holz zu kaufen, denn er wollte bauen.

Der Oberhäuptling sagte zu ihm: "Was willst du hier? Geh' dorthin, wo du hergekommen bist. Ich gebe dir kein Land."

Aber der niederländische Regierungsbeamte sicherte ihm seine volle Unterstützung zu. Wilhelm Haibach bekam genügend Land, um die Station anzulegen. Dazu ließ er geschickte Zimmerleute kommen. Zuerst wurde ein Schulgebäude errichtet und ein Lehrerhaus. Dann holte er seine Frau nach Barus, die inzwischen ihr erstes Kind geboren hatte.

Sie bewohnten ein Klassenzimmer, hatten als Möbel zwei Betten und einen Stuhl. Eine Kiste diente als Tisch, eine andere als Waschtisch und eine kleine

Kiste als Stuhl. Wenn der Resident von Sibolga sie besuchte, was er oft und gern tat, saß er auf der Kiste.

Sie waren die glücklichsten Menschen der Welt mit ihrem Bübchen. Er gedieh prächtig und war ihr ganzer Stolz. Die Frauen des Dorfes kamen oft, um die weiße Frau und das Kind zu sehen. Oft musste Luise Haibach dazu ihren kleinen Sohn aus dem Bettchen nehmen, musste auch zulassen, dass die Frauen ihn anfassten und seine Bäckchen drückten. Sie ließ dies so oft es ging zu, um das Vertrauen der Frauen zu gewinnen. Dadurch kamen sie auch bald zum Gottesdienst. Als ihr Mann noch alleine in Barus war, ließ sich niemand blicken. Kam er in's Dorf, um die Leute zum Gottesdienst einzuladen, liefen die Frauen fort und versteckten sich. Erst das Kind zog die Frauen und damit auch die Anderen an.

Im Hof errichtete Wilhelm Haibach ein Bretterhaus, in dem er die Kranken behandelte. Sie kamen in Scharen von sechs Uhr morgens bis zum Mittag.

Nach einem halben Jahr war das Wohnhaus fertig. Einige Schreiner aus der Industrie - Schule in Laguboti hatten schöne Möbel angefertigt und so konnten sie ihre sechs Zimmer einrichten.

Die Einheimischen wurden immer zutraulicher und 1914 wurden die ersten 27 Personen getauft. Die Station lag vier Kilometer vor Barus, 40 Meter über dem Meeresspiegel. Es war sehr heiß dort. Nur abends wehte manchmal kühle Luft von den Bergen im Hinterland. Wilhelm und Luise Haibach setzten sich dann für gewöhnlich auf die Seitenveranda des Hauses und erzählten sich die Ereignisse des Tages oder sprachen von der fernen Heimat. Wilhelm saß dabei in seinem Schaukelstuhl, Luise in ihrem Liegestuhl. Bei Mondschein machten sie öfters auch eine Kutschenfahrt an das Meer und genossen die herrliche Seeluft.

In Barus und Umgebung brach eine Cholera - Epidemie aus. Wilhelm Haibach war den ganzen Tag in den Dörfern unterwegs und behandelte die Kranken. Ärzte gab es nicht.

Die Jahre eilten dahin. In der Familie wuchs die Schar der Kinder. Als Elfriede geboren wurde hatte Luise Haibach auch noch ein Batak Baby zu pflegen. Die Missionarsarbeit hatte erfreuliche Fortschritte gemacht. Es gab einen Stab guter Mitarbeiter, zwei Batak Pfarrer und eine Anzahl Lehrer, die auch Gemeindedienst verrichteten.

Eines Tages brachte Wilhelm Haibach von einer Reise einen gelähmten Jungen mit. Luise Haibach brachte ihm das Nähen bei. Jeden Tag saß er auf der Veranda an der Handnähmaschine. Wie schnell hatte er gelernt, Frauen- und Männerkleidung zu nähen. Nach drei Monaten zog er beglückt mit einer neuen Nähmaschine wieder in die Berge. Er konnte sich nun seinen Lebensunterhalt selbst verdienen.

Ein kleiner Bär wurde gebracht, der mit der Flasche großgezogen wurde. Ein possierliches Tierchen, der gerne Süßes naschte, mit den Kindern spielte und mit Spazieren ging. Leider starb er als die Familie verreisen musste. Vor Heimweh hat er nichts mehr gefressen.

Die Missionsstation lag nahe am Urwald. Oft kam des nachts ein Tiger und lief brüllend um das Haus. So manchen schönen Hund hat er sich geholt. Wilhelm Haibach stellte dann eine brennende Lampe auf die Veranda. Meist verzog sich der Tiger dann bald.

Kapitel 4 Niederländischer Kolonialbeamter am Toba - See

Es war das Jahr 1919

Durch den verlorenen Krieg und durch die Inflation in Deutschland hatte die Mission Schwierigkeiten, ihre Arbeit fortzuführen. Sie rief ihre Missionare zurück. Aber die Kolonialregierung legte Wert auf Fortführung und Pflege des geistlichen Wohlstandes im Batakland und finanzierte sie. Bestimmten Missionaren, die wegen ihrer praktischen Art und ihrem taktvollen Umgang mit den Eingeborenen bekannt waren, bot sie sogar an, in ihre Dienste zu kommen. So auch dem Wilhelm Haibach.

Daan v.d. Meulen schreibt später in seinem Buch („A Dutchman's Life Story“): „Auch ich bekam die Aufgabe, so einen Ex-Missionar in seine neue Arbeit einzuführen. Wilhelm Haibach ist mir durch seine fröhliche, energische, treue Hilfe ein unentbehrlicher Mitarbeiter und Freund geworden in meinen schwierigsten Batakjahren. Seine Kenntnisse der Sprache und sein Wissen um das Wesen der Batak war viel umfangreicher als ich sie besaß. Er löste bald die schwierigsten Fälle.“

Man übergab ihm den Bezirk rund um den Toba - See mit Sitz in Pangururan auf der Insel Samosir.

Er war gerade 40 Jahre alt, als er mit Frau und drei Kindern dort einzog. Es war ein wunderschönes Kolonialhaus am Ufer des Toba - See. Es bestand eigentlich aus drei Häusern: dem Haupthaus, dem Gästehaus und dem Küchenhaus; alle drei durch eine Gallerie miteinander verbunden. Fließendes Wasser und elektrisches Licht gab es nicht. Koch Mukka und Gärtner Matteus wurden vom Vorgänger übernommen. Hulda, das Batak mädchen, sorgte für die Kinder.

Durch den Vorgarten über die Strasse führte ein Weg zu einem langen Badesteg an dessen Ende ein Badehaus stand. Jeden Mittag wurde mit den Gästen im See gebadet, bevor Mukka im Haupthaus das Essen servierte.

Wilhelm Haibach versah die Arbeit im Distrikt zu Fuß, zu Pferd, mit dem Motorrad und mit dem Motorboot „Wilhelmina“. Zwei Soldaten standen ihm zur Seite.

Pangururan hatte eine gut eingerichtete Missionsstation mit Schule, Kirche und Krankenanlage. Hinter dem Regierungshaus befand sich das Gefängnis. Dort sprach Wilhelm Haibach Recht. Dazu holte er sich bei schwierigen Strafsachen als Schöffen den „Ompu Babiati“, den sie den Tigergroßvater nannten. Alle im Tobaland kannten ihn. Wilhelm Haibach schätzte ihn wegen seiner Ehrlichkeit und seinen Kenntnissen in den Landessitten.

In der Zeit der Unabhängigkeit war Ompu Babiati die rechte Hand des letzten Priesterkönigs der Batak, der 1907 im Kampf gegen die Niederländer umkam. Beide haben den holländischen Soldaten im Urwald so manchen Streich gespielt. Ompu Babiati stellte sich später freiwillig der Kolonialregierung und wurde erster Häuptling im Tobaland. Wilhelm Haibach wurde nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er von Sagen und der alten Zeit sprach.

Eine der vielen Schöpfungsgeschichten der Batak sagt, dass der Feuer speiende Berg Pusuk Buhit Sitz ihrer Götter war. Einst hatte eine Göttertochter hinabgeschaut und den großen See auf dem Grund des Kraters gesehen. Sie stieg hinab und wollte ihre Haare darin waschen. Dabei begegnete sie einem Menschenmann. Dieser gefiel ihr. Sie wollte immer bei ihm bleiben. Aus ihrer Vereinigung wurde „Si Batak“ geboren, der erste Batak dieses Volkes.

Bei der Namensfeier waren die Götter auf die Erde gekommen, um dabei zu sein und um den Menschen „bis in die tiefsten Falten ihres Herzens einzuschreiben, was Gut und was Böse sei“.

Ompu Babiät wurde später Christ.

Im Jahre 1918 geschah in Pangururan, am so gehüteten Toba-See, ein Wunder: Ein Kindlein wurde geboren, ein fremdes, weißes Kind, ein europäisches Kind. Das Kind des holländischen Beamten. Das Kind war rund und gesund und blieb am Leben. Der „Heilige Berg“ hatte nicht gegrollt, hatte kein Feuer gespuckt. Die eingeborenen Frauen wollten dieses weiße Wunder sehen. Sie zogen sich frische Kleidung an, hielten in der Hand ein kleines Geschenk, etwas Reis, eine Banane und stellten sich an. Sie staunten und manchmal berührten sie es sanft. Das Kind war wie ihres, nur von weißer Hautfarbe. Das Kind gedieh prächtig und wurde nach ein paar Wochen zusammen mit 18 braunen Batak-Babys in der kleinen Missionskirche getauft. Die Kirche war brechend voll. Zum Tauffest kam Nommensen vom Festland und mit ihm der Posauenchor der Missionsschule. Es wurde ein Fest im Freien.

Der Toba-See glänzte, die Trompeten glitzerten in der Sonne und ihre Lieder schallten hinauf zum Pusuk Buhit. Der „Heilige Berg“ blieb still, schaute in den See und die gelben Schwefelquellen in seiner Flanke brodelten leise vor sich hin.

Wilhelm Haibach fotografierte viel mit seiner chinesischen Kamera, und er entwickelte seine Aufnahmen selbst. Er hatte das Vertrauen seiner Batak. Er liebte den Toba-See sehr, auf dem er mit dem Motorboot „Wilhelmina“ viele schöne und wilde Fahrten gemacht hatte. Er liebte den Blick vom Wohnzimmer auf den nahen See, wenn die Batak im Einbaum um die Wette ruderten, ihre Rufe und Gesänge weithin hallten und wenn die Fischer mit ihren runden, bleibeschwerten Netzen heim kamen und es Nacht wurde.

Da sind Bilder von heidnischen Opferfesten, wenn die Eingeborenen mit ihren Instrumenten Gongs, Trommeln und Flöten um eine gute Ernte bitten.

Da sind Steinsarkophage, in denen sie die Totenschädel ihrer Ahnen verwahren.

Da ist ein Mann „im Block“, ein Geisteskranker, dem man ein Bein in der Kerbe eines dicken Stammes befestigt hat, damit er sich nicht bewegen kann und der elendig leiden muss.

Da ist das Foto von einem alten Zauberer mit üppigem Haarwuchs, keine Schere durfte ihn berühren, so dass die verfilzten Haare bis zur Wade hinabhängen; er gehörte zu einer Priesterkaste.

Alte Radjas sieht man auf den Fotos in ihren ehrwürdigen, dunklen Gewändern, die über die Sitten wachen und die noch Menschenfleisch gegessen hatten.

Da sieht man die Eingeborenen bei ihrer täglichen Arbeit, beim Reispflanzen und Reisernten, beim Kaffeestoßen und beim Tuchweben, feingliedrige Frauen, die ihre Kinder noch im „Ulos“ auf dem Rücken tragen und ihre glatten, schwarzen Haare im Nacken zu einem Knoten gebunden halten.

Im Batakland gab es manches Kunstwerk zu bewundern. Uralte Handwerkskunst ist hier beheimatet, vornehme Webmuster, beschnitzte Einbäume, Holz und Schmiedearbeiten.

Aber sie alle sind nichts gegen die wehrhaften Batakdörfer mit ihren wuchtigen trotzigem Giebelhäusern. Kleinen Festungen gleichen sie, umgeben von hohen Steinwällen, Bambus und Kokospalmen. Schmale Eingänge führen hinein, leicht sind sie zu verteidigen. Alle Häuser stehen auf wuchtigen Pfählen in 2 - 3m Höhe. Sie haben eine rechteckige Form, meist 12 m tief und 10 m breit,

darüber erhebt sich das riesige steile Giebeldach, das mit den schwarz verwitterten Blättern der Zuckerpalme gedeckt ist.

In diesen einfachen großen Räumen wohnen meist 4-6 Familien, jede mit eigener Kochstelle und mit herabhängenden Matten ein wenig voneinander getrennt. Durch eine Fuge im Fußboden wird aller Unrat hinunter gekehrt. Unter dem Haus sind die Stallungen für Schweine und Hühner. Eine Hausleiter führt von aussen in den riesigen dunklen Wohnraum.

In diesen Wohngemeinschaften herrschten strenge Sitten.

Die Häuser stehen in zwei Reihen einander gegenüber und bilden eine breite Dorfstrasse, in der sich das Leben der Batak abspielt. Die Webstühle lehnen an der Hauswand. Auf einer Matte hocken die Familien und nehmen ihre Mahlzeit ein.

Es gibt verschiedene Häuser, kleinere für Arme und größere für Reiche. Das Schönste gehört dem Radja und seiner Familie. Es ist besonders schön verziert mit Ornamenten, Schnitzereien und Bilderfriesen in gelben, schwarzen und weißen Farben.

Es gibt Versammlungshäuser, in denen Beratungen stattfinden und die unverheirateten Jünglinge schlafen, die die Nächte nicht in den Wohnhäusern zubringen dürfen. 6-20 Wohnhäuser bilden ein Dorf. Nach 50 Jahren verfallen die hohen Giebeldächer.

Heute leben die Batak meist in kleinen Häusern aus Stein und ihre Dächer sind mit buntem Wellblech gedeckt.

Da war plötzlich ein Tiger auf der Insel Samosir. Ein einziger grausamer Tiger, der sein Unwesen trieb. Keiner wusste, wie er dorthin gekommen war. Wahrscheinlich ist er aus dem Dschungel des Kontinents auf der Flucht vor einem Waldbrand in den Toba-See gefallen. Dann muss er um sein Leben

geschwommen sein, bis er das Ufer und festen Boden spürte. Er rannte den Hügel hinauf und fand eine Höhle und richtete sich ein. Sein Futter fand er bald in der Nähe der Dörfer. Die Menschen hatten Angst vor ihm. Immer wieder überfiel er ein Haustier.

Es dauerte nicht lange, da kamen „menschliche Tiger“ und stahlen beim Nachbarn ein Stück Vieh. Wenn sie vor Gericht beschuldigt wurden, sagten sie: „Ich? - nein, das war der Tiger“.

Es wurde Zeit, die Menschen von den nächtlichen Überfällen zu befreien. Die Regierungsbeamten besorgten einen Tigerjäger aus dem Süden des Landes. Er kam und fand auch bald die Spuren zu seiner Höhle. Sie machten sich auf den Weg, den Tiger zu erlegen. Der Dorfälteste, der Jäger, seine Gehilfen und einige Begleiter. Alle den Finger am Gewehrhaub. Bald verlor sich aber die Spur im Unterholz. Der Tigerjäger teilte die Zweige auseinander, da hörten sie in der Ferne das Schreien eines Tieres in höchster Not. Sofort legten sich alle Männer flach auf den Boden und rührten sich nicht mehr. Als sie nach einer gewissen Zeit die Augen öffneten, schauten sie in das offene Maul des Tigers. Dieser schlug mit seiner Pranke dem Dorfältesten auf den Oberschenkel, dem Jäger gab er einen Schlag auf den Rücken. Dann war es still. Der Tiger verzog sich langsam.

Als die Männer zu sich kamen, merkten sie, dass der Jäger sich nicht mehr bewegen konnte. Sie schleppten ihn hinunter zur Küste, ein Arzt stellte fest, dass er das Rückgrad gebrochen hatte. Er starb am nächsten Tag.

Dieser Tigerjäger hatte in seinem Leben 40 Tiger getötet. Der einsame Tiger von Samosir hatte ihn getötet.

Der Tiger ging wieder zurück in seine Höhle und bedrohte weiter Menschen und Tiere.

Als Wilhelm Haibach 1920 nach Samosir kam, ließ er eine Falle bauen. Der Tiger fiel hinein und wurde erschossen. Die Eingeborenen errichteten ein Gestell und stellten den toten Tiger hinein, damit alle ihn sehen konnten.

Es war ein prachtvolles Tier, gelbbraun mit weißen und schwarzen Streifen, ein Königstiger fast drei Meter lang.

Als Wilhelm Haibach hinzu kam, hatten sie ihm schon die Krallen und die Schnurrhaare abgesäbelt, aber sie mussten ihm alles wieder herausgeben, denn früher wurden die Schnurrhaare gebraucht, um jemand ins Jenseits zu befördern; klein geschnitten und mit Reis vermengt, bleiben sie im Schlund stecken und der Betroffene hustet sich zu Tode.

Dieser Tiger hatte auf der Insel Samosir 4 Menschen getötet und manches Stück Vieh geholt.

Die wunderschöne Zeit auf Samosir nahm ein Ende. Nach sieben Jahren hatte das Ehepaar Anspruch auf Urlaub. Die niederländische Regierung wollte Wilhelm Haibach in festen Dienst übernehmen. Er hätte die holländische Staatsangehörigkeit annehmen müssen. Er wollte aber Deutscher bleiben. Nach 20 Jahren in den Tropen, wurde endlich Urlaub genommen. 1929 fuhren beide für zwei Jahre nach Deutschland.

Kapitel 5 Missionsstation Butar

Nach dem zweijährigen Urlaub in Deutschland, verlangte es Wilhelm Haibach, wieder nach Sumatra in die Mission zu gehen. Die „Kinder“ wurden in der Heimat gut versorgt und Willi, der Jüngste, durfte mit.

Die neue Station hieß Butar. Eine Großgemeinde mit 24.000 Christen, einigen Filialen, Krankenhäusern, Schulen und Mädchen-Internaten.

Ein neues Wohnhaus und ein Stationsauto standen zur Verfügung.

Aus dieser Zeit gibt es Briefe an die Kinder in Deutschland.

Brief Nr. 1

Butar, 1933

Liebe Kinder !

Wir waren in Pormonangan, Mutter und ich, für acht Tage, und da wollte ich Euch diesmal einiges mitteilen von unserer Reise. Ich musste mich selber hinter das Steuer setzen, denn mein Junge, der fahren konnte, hat mich im Stich gelassen. Er schrieb mir einen Brief und teilte mir mit, er wäre nicht aus irgend einem Grund zuhause geblieben, sondern es sei so das Wohlgefallen seines Herzens gewesen.

Na, viel war nicht an ihm und er muss es ja wohl selber wissen. Das Steuern des Wagens ist es nicht, was mich veranlasst einen Jungen zu halten, sondern vielmehr die kleinen Reparaturen an solch einem Kasten und das Reinemachen desselben nach einer Fahrt auf aufgeweichten Wegen. Und dann ferner die Arbeit unterwegs, wenn einem ein Rad platt wird und man hat keinen Menschen, der einem helfen kann dabei, den Schaden in Ordnung zu bringen.

Ich habe zwar immer ein Reserverad fertig angedreht hinten am Wagen, aber man könnte doch auch mal dazu kommen, selber zu leimen. Und das scheue ich.

Da denke ich gerade daran, wie Karl mir meine Panne am Fahrrad in Ordnung brachte, damals als wir von Wiesbaden nachhause fuhren. Es war auf der Tenne im Taunus. Wie froh war ich damals, dass ich den Schaden nicht selber in Ordnung bringen musste. Aber was ist denn so eine kleine Panne am Fahrrad gegenüber der Arbeit, die einem eine Autopanne auf offener Strasse besorgt!

Heute früh war einer hier, ein junger Mann namens na, da habe ich den Namen schon wieder vergessen (Albinus, glaube ich, ist sein Name), der will zu uns kommen. Ich kenne ihn, er hat schon Frachtauto gefahren und kann auch sonst den Wagen in Ordnung halten. Ich habe ihn gefragt, was er haben wollte pro Monat und da meinte er, meine Barmherzigkeit wäre ihm genug. Aber solche

Rederei liebe ich nicht und daher habe ich ihm gesagt, er möchte erst noch mal nachhause gehen und morgen wiederkommen, nachdem er gut über meine Frage nachgedacht hätte. Wenn er mir zuviel fragt, kann ich ihn nicht nehmen.

Hilde könnte wohl schon fahren, aber auf schwierigen Wegen vertraue ich ihr doch nicht das Steuer an, weil ich mich verantwortlich fühle für den Karren und seinen Inhalt! So ein Mädchen kann wohl auf einer guten Strasse einen Wagen lenken, aber nicht auf Wegen, die die ganze Geistesgegenwart eines Mannes beim Fahren beansprucht. Zudem ist sie auch nicht hier.

Nach unserer Rückkehr von Pormonangan dachten wir gewiss einen Brief von ihr vorzufinden, aber sie hatte nicht geschrieben und hat es schon wieder beinahe eine Woche länger ausgehalten und noch nicht geschrieben, ob sie vielleicht dachte, wir seien von den wilden Tieren aufgefressen worden da hinten in den Bergen, weshalb sie uns noch nicht wieder einen Gruss schickt.

Neulich hatte ich sie ja mitgenommen auf eine Tour nach einigen Filialen und da hat sie sich ganz tapfer benommen, aber von Tigern war sie doch bange. Wäre sie diesmal bei mir gewesen, hätte sie besser Bekanntschaft machen können mit solch einem Biest. Ich hatte die „Freude“ diesmal so eine Tigerdame ganz in meiner Nähe zu haben. Schade, dass die Mutter nicht mit mir gegangen war, sie war in Pormonangan geblieben nachdem wir am Montag von Hoetadjoeloe zurückgekommen waren. Dienstag ging ich dann wieder alleine los, mit dem Auto bis Sisoding und dann per pedes apostolorum durch ein tiefes Tal nach der gegenüberliegenden Höhe, wo ein Filial liegt, das den Namen Tor na oeli (Schöneberg könnte man zu deutsch sagen) hat.

Willi hat mich einmal dahin begleitet. Und ich musste unterwegs immer an Willi denken.

Denn damals war der Lehrer bei uns und erzählte uns von dem Tiger, den er vor kurzer Zeit neben am Weg gesehen hatte und zeigte uns die Stelle, an der der Tiger gestanden. Wie ihm sich die Haare auf seinem Kopf aufrecht ge-

stellt hätten, erzählte er, aber er hätte auch nicht weglaufen können, sonst wäre ihm vielleicht der Tiger nachgelaufen u.s.w..

Und mein Willi war natürlich Auge und Ohr dabei, das war doch interessant für ihn. Am Ende fragte er den Lehrer auf bataksch: „Warum bist du nicht hinzugesprungen und hast den Tiger am Schwanz gepackt?“

Da wusste ihm der Lehrer keine Antwort zu geben und lachte nur.

Aufgrund dieser Begebenheit waren diesmal meine Gedanken immer bei dem Willi und ich dachte: Ach, könnte mein Junge doch wieder bei mir sein heute. Ich war ganz allein. Die Schulkinder sollten meine wenigen Sachen mitbringen, wenn sie von Sisoding aus der Schule nach Schöneberg zurückkämen. Wozu denn auch noch einen anderen Menschen da mitnehmen, hatte ich gedacht.

In der Schulkirche (eine eigene Schule haben sie nicht mehr in ihrem Ort) schlug ich mein Zelt auf und hatte bald Neugierige genug um mich, alte und junge. Dass ich nur Süsskartoffel essen wollte, wollte ihnen gar nicht in den Schädel, nein das ginge nicht, da käme der Grossvater zu ihnen und wollte mit Süsskartoffel vorlieb nehmen als Kost, nein, das ginge nicht, dass sei doch keine Sitte in ihrem Land und so weiter. Bis ich schließlich sagte: „ dann macht, was ihr wollt, ich will ja euere Sitten nicht schänden, aber ich verzichte wirklich auf Fleisch, habe genug an Süsskartoffel.

Dann sind sie abgezogen und nach ganz kurzer Zeit kam der Vertreter des Dorfhauptes, der selber an dem Tag nach Taroetoeng verreist war, und brachte mir einen Teller mit gekochten Süsskartoffel! Aber er sagte mir, das Fleisch und der Reis kämen auch noch nachher! Da kann man ja nicht verderben. Wo soll ich das alles lassen! Wirklich kamen nachher noch gekochter Reis, gebratene Leber und auch anderes Fleisch. Und der Kaffee fehlte auch nicht. Butterbrote hatte mir die Mutter zurecht gemacht, die hatte ich von Pormongan schon mitgenommen. Ich habe am Altar stehend gegessen, denn ein Tisch war nicht vorhanden und der Stuhl war nicht hoch genug, dass er mir hätte

beim Essen dienen können. Da dachte ich an David, der die Schaubrote wohl auch in dieser Stellung gegessen hatte!

Um 7 Uhr füllte sich die Kirche. Und ziemlich gut war die Besetzung. Es war wohl keine Frau im Dorf zurückgeblieben. Die Kinder waren natürlich auch dabei, aber die schliefen dann auf dem Rücken der Mütter. Gerade als wir anfangen zu singen für den Abendgottesdienst, gab es ein Geschrei in der Nähe, was mich daran erinnern liess, dass sich zwei Schweine einander gebissen hätten. Weiter dachte ich nicht. Nur das elende Gejammer eines Hundes vor der Kirchentür machte mich stutzig, störte mich aber weiter nicht, da ich mich konzentrieren musste, den Herzen der im Halbdunkel sitzenden Gestalten nahe zu kommen mit der Friedensbotschaft von Jesus.

Und sie haben aufmerksam zugehört.

Als wir fertig waren und ich ihnen „gute Nacht“ gewünscht, hörte ich sie sagen, dass der Tiger soeben, als wir anfangen zu singen, ein Schwein geholt hätte. Bah, dass war ja munter! Und wir hatten ihm die Beute gelassen, weil wir doch nicht hinausstürmen konnten. Da wurde mir die Situation klar vom Anfang. Aber nun ging's an's Suchen. Die Frauen lockten ihr Schweinvieh heran, um zu wissen zu kommen, wessen Schwein der Tiger wohl geholt. Das hatten sie bald heraus. Das grosse Mutterschwein von Djamoelia fehlte. Ich gab ihnen den Rat, zu warten bis morgen früh und dann im nahen Wald die Stelle aufzusuchen, wo der Tiger seine Beute für's Abendessen aufbewahrte, daneben die Falle zu stellen, denn diese war im nächsten Dorf. „Und dann“, sagte ich, „haben wir den Kerl“.

Ich hörte nun, dass ein Tiger mit einem Jungen sich seit einiger Zeit hier herumtreibe und schon zwei Schweine aus dem Dorf geholt habe.

Aber die Helden konnten sich nicht halten. Sie holten sich brennende Holzspäne und gingen im Dunkel auf Suche. Das sah nun wieder gespensterhaft aus. Ich nahm eine kleine Wandlampe und ging ebenfalls auf die Stelle, wo der Tiger seine Beute geschlagen hatte. Es war zu schade, dass ich meinen

„Sender“ nicht mitgenommen hatte von Pormonangan und mein Gewehr hatte ich auch daselbst zurückgelassen. Denn die Tage vorher hatte ich die Knarre mitgeschleppt und nichts kam mir unter den Schuss als nur ein grosser Affe auf dem Rückweg von einem Filial im Urwald. Und nun hätte ich eine feine Zielscheibe gehabt auf die funkelnden Augen des Tigers, so in der Nähe und ziemlich schussfrei die Bahn. Na es war nichts zu ändern an der Sache. Da haben sie mit ihren Holzfackeln das Biest von seiner Beute weggetrieben. Der Tiger hatte sich schon einen Vortisch seiner Mahlzeit erlaubt und dem Schwein den Bauch geöffnet zwischen den Hinterbeinen. Der tödliche Biss war zwischen den Ohren nach vorne, sodass sofort das Gehirn beschädigt war. Dann hatte er sich daselbst eine kleine Öffnung eingebissen, um das Blut des Tieres einzusaugen. Es war wenig Blut auf die Erde geflossen.

Das alles zu untersuchen, war sehr interessant. Und dabei das Gefühl, der Kerl sitzt in der Nähe und ist wütend auf die schwarzen Gesellen, die ihm seine feine Abendmahlzeit wieder abgenommen haben.

Ihr hättet nur dabei sein müssen: Diese dunkle Nacht, die brennenden Holzspäne in den Händen der Gestalten, die am Oberkörper entblösst waren und dazu das Gejohle aus vielen Kehlen, um sich gegenseitig Mut einzuschreien! Schade, dass man die Sache nicht filmen konnte, damit hätte ich in Deutschland sicher Zulauf gehabt.

So entgeht einem immer die Gelegenheit berühmt zu werden. Interessant war mir die ganze Szene, erst der friedliche Abendgottesdienst und daran anschliessend der Trab hinter dem Tiger her, ohne Schusswaffe nur mit brennenden Holzsplittern und mächtigem Gejohl der Inländer. Der Tiger hatte sich in das niedrige Gebüsch, das den freien Platz umgab, ehe die hohen Weihrauchbäume erreichbar waren, zurückgezogen und sich jedenfalls die Zähne von den Fleischfasern gereinigt und dann die ganze Nacht hindurch seinem Jungen von seinen Erlebnissen mit diesen bösen Menschen erzählt, die ihm niemals einen Leckerbissen gönnen.

Mich selber überkam doch aber ein kleines Gruseln, denn ich dachte darüber nach, was aus mir geworden wäre, wenn der Sprung mir gegolten hätte bei einem „Verschwinden“ in den Busch für kurze Zeit, kurz nach sechs Uhr abends, weil man hier keine „Oerter“ zur Verfügung hat! Grässlich! Das Biest lag um diese Zeit schon auf der Lauer.

Für die Leute war das abgejagte Schwein Ursache, noch einmal das Feuer zu schüren und noch eine Abendmahlzeit zu halten. Bis in die Mitternacht währte der Schmaus in den einzelnen Häusern, wie ich in meiner Hängematte hören konnte, die mir als Bett dient auf solchen Reisen.

Die Leute wollten mich nicht alleine lassen in der Schule, sie wollten bei mir übernachten. Aber ich gab es nicht zu, denn die Kerle schnarchen so fest, dass man nicht schlafen kann und wenn sie früh erwachen, ob das 2 ist oder 3 ist in der Nacht, fangen sie an zu schwätzen, schlafen wieder dazwischen und rauchen, erwachen und schwätzen, das ist nichts für einen gebildeten Europäer, der seine Nachtruhe haben muss. Sie meinten dann, es könnten doch Diebe kommen die meine Sachen stehlen. „Wenn solche kommen“, sagte ich, „könnt ihr sie morgen früh sehen, die kommen nicht mehr aus dem Saal hier heraus. Darüber macht euch nur keine Sorgen! Daraufhin gaben sie sich zu friedem.

Mich quälen aber die Mücken, musste mich gegen diese kleinen Unruh- und Krankheitsstifter schützen, indem ich vor dem Einschlafen meinen Kopf in mein Badetuch einwickelte und die Luftzu- und -abfuhr frei liess für das Atmungsorgan (Nase sagt man in Batakschen nicht, wenn man nicht unbedingt muss, sagt man das Entschuldigungswort „santabe“ hinzu) !

Für diesmal genug. Vielleicht ein andermal Fortsetzung.Viele herzliche Grüsse!

Brief Nr. 2

Pormonangan, 12. 10. 1933

Meine lieben Kinder Karl, Elfriede, Hanna, Martha und Willi !

Die Hilde schaltet aus, denn sie ist ja nicht in weiter Ferne wie Ihr, sondern hier in Sumatra bei den Eltern, daher bekommt sie auch keinen Brief von mir, aber Euch fünfen will ich wieder einen gemeinsamen Brief schreiben. Ich bin allein hier in Pormonangan, bin heute mit meinem Pantida Simeon nach hier gefahren, weil Lehrerversammlung hier war. Ein Glück, dass Mutter und Hilde zuhause geblieben sind, sonst hätten sie „was an sich gekriegt“, wie sie in Mönstadt sagen. Denn wir hatten Regen, Regen und wieder Regen unterwegs, und das ist bei unsern Wegen in die Urwaldgegend kein Vorteil. Was mir heute passierte habe ich in meiner Funktion als Wagenlenker noch nicht mitgemacht! Wir hatten vor Ranggitgit die letzte Anhöhe zu nehmen und blieben sitzen, weil der Weg so glatt war, dass die Hinterräder des Wagens sich wohl drehten, aber der Wagen nicht vorwärts ging. Kein Dreck eigentlich hinderte das Vorwärtskommen, nein, der war nur in geringer Auflage vorhanden, aber er genügte gerade, um die Räder „auf der Stelle“ marschieren zu lassen! Dreimal bin ich rückwärts gefahren, um mit einem „Anlauf“ die Schwierigkeit zu überwinden, aber immer wieder blieb ich hängen. Da wollte ich es mehr an der Wegseite versuchen, kam aber beim Rückwärtsfahren zu nahe an den ungefähr einen halben Meter hohen Wegrand in der Krümmung, sodass ich hängen blieb und nicht mehr vorwärts noch rückwärts konnte! Und dabei das kühle Nass von oben! Wir haben alles versucht, Herr der Lage zu werden, aber es gelang uns nicht. Auch entdeckte ich, dass der Preller los war, den ich in dem Regen nun auch noch in Ordnung bringen musste. Ich bin dann nach einem kleinen Feldhäuschen gegangen, das am Abhang stand, eine Behausung, sehr primitiv, für die Reisvögelscheucher, und nahm von dem Dach zwei lange Holzschindeln, die sollten mir Dienste tun als Unterlage der Hinterräder am

Auto, damit dieselben festen Grund bekamen. Gerade war ich dabei, die Nägel aus dem Holz zu beseitigen, als drei Mann ankamen, ineinander geduckt, weil nass und kalt, und sie wollten sich stickum vorbeischieben. „Heeh, alte Väter, wollt Ihr denn hier vorbeigehen und mich sitzen lassen?“ sagte ich frischfröhlich, „tole, angepackt, Ihr kommt nicht eher weg, bis ich aus meiner Lage befreit bin!“ Zu fünfen haben wir dann den Wagen vorne eine Handbreite zur Seite gehoben und ich liess den Karren etwas nach hinten rutschen und nahm einen neuen Anlauf, kam aber wieder nicht hinauf auf den festeren Teil des Wegs. Erst beim dritten Versuch gelang es, nachdem die drei Leute und der Pandita durch Schieben von hinten nachhalfen. Viel Kraft konnten sie aber nicht entfalten, weil sie mit ihren nackten Füßen keinen Halt hatten auf der Erde. Aber wir sind dann doch „flott“ gekommen. Zwei Stunden hatten wir gerade Zeit gehabt, uns zu besinnen, ob wir bei solchem Erlebnis „auf ungebahnten Wegen“ auch die nötige Geduld hatten. Ich sagte dem Pandita auf bataksche Weise, er möchte mal versuchen, „aus der Haut zu fahren“, vielleicht kämen wir dann weiter, da hat er sich eins gelacht!

Unsere Helfer, die nach Ranggitgit wollten ans warme Herdfeuer, um sich zu wärmen und zu trocknen, lud ich ein, einzusteigen und mitzufahren, damit der Wagen schwerer sei und besser den Boden erfasse! Und dann waren wir schnell in Ranggitgit und unsere Helfer stiegen aus und bedankten sich für das Mitnehmen, denn sie sassen doch in einem Auto und ein Toean war ihr Wagenlenker, das mussten doch die dongans sehen, daher fuhren sie mit bis an's Ende des langen Dorfes, und ich bedankte mich für ihre Hilfe im Schieben!! Wären sie nicht gekommen, sässen wir am Ende jetzt noch an dem Abhang!

Und hier angekommen sahen wir an den Häusern die Menschen den Häusern entlang sich anlehnen, als ob sie die Häuser stützen müssten und sie suchten doch nur Schutz gegen den Regen - Markttag war's, da sind immer viele Menschen aus den Wäldern hier in Pormonangan - niemand lässt sich gerne nass

regnen, auch wenn er nur in ärmliche Lumpen gehüllt ist, wie sehr viele von ihnen. Auch ich hatte es kalt, denn ich war nass bis auf die Haut und dreckig dazu. Einen Reserveanzug hatte ich nicht mitgenommen, weil ich dachte, ihn nicht nötig zu haben, aber einen Schlafanzug hatte die Mutter zur Vorsicht in meine Aktentasche getan, den zog ich an und darüber einen reinen Rock von dem Pandita Lucius, der allerdings über die Brust eine Handlänge mehr an Stoff haben müsste, damit der Knopf in sein Loch schlupfen könnte! Ich konnte aber doch meine Arbeit noch tun, zumal ich meinen Pandita von Boetar, meine „rechte Hand“ ja noch bei mir hatte, der mir half.

Das war die Einleitung zu meinem Brief an Euch. Ich wollte Euch nämlich heute von einer andern Reise erzählen, die ich vor 14 Tagen mit dem Toean Zwerus, dem Mann von unserer früheren Lehrerin, Elli Rübcke, gemacht habe.

Es war gestern vor 14 Tagen. Ich musste an dem Tage nach Naroemonda mit dem Toean W.Müller, der mich in Boetar abholte, weil ein Herr von Batavia, von der Regierung geschickt, uns sprechen wollte bei der Bücherrevision in Naroemonda, wo wir eine holländisch - inländische Schule haben. Um 3 Uhr war ich aber wieder in Boetar und da sind wir, Toean Zwerus und ich noch nach hier gefahren, weil ich von Pormonangan aus mein Gebiet nach dem Westen bis zum Meere durchstreifen wollte! Und der Mitreisende liess seine junge Frau für die Zeit in Boetar bei Mutter und Hilde. Für so eine Lehrerseele ist's immer gut, mal was anders zu sehen als die kleinen Kinder in der Klasse, vor denen er jeden Tag steht.

Und der Toean Zwerus ist ein guter Geselle für solch eine Tour, denn er ist nicht „quaaatschig“. Wir kamen mit brennenden Autolampen hier an damals, und wenn es so neblig gewesen wäre wie heute Abend, hätten wir den krummen Weg gar nicht fahren können. Es war also Mittwoch abends als wir wieder ankamen. In der Nacht auf den Donnerstag habe ich ausnahmsweise mal wieder durchgeschlafen, denn das passiert mir nicht mehr oft. Ich werde jetzt

immer sehr früh wach und bin froh, wenn der neue Tag heraufzieht, damit ich aus dem Bett komme. Die Hilde hat das nicht von mir geerbt, denn die hält es in der Klappe aus bis auf die letzte Minute vor dem Kaffeetrinken! Na, ist ja auch noch jung und hat noch für nichts zu sorgen.

Weiter im Text. Der Reisbrei schmeckte mir gut nach der famosen Nachtruhe. Aber mir schmeckt das Essen immer gut, das ist auch etwas angeborenes, bah, halt! Das muss der Karl beurteilen als angehender Mediziner, ob ich mich nicht verhaue in meiner Behauptung! Jedenfalls ist ein Teller Reisbrei etwas Gutes für den Magen am frühen Morgen, wenn man weit laufen will und nicht geplagt werden möchte vom Durst. Greif ich schon wieder in Karl's Gebiet ein! Aber ich habe eben die Erfahrung gemacht, dass das besser bekommt, besser anhält zugleich als Butterbrot mit Käse vor einem langen Tagesmarsch, wie es Toean Zwerus liebt.

Zwei Träger nahmen wir mit, die hatte uns der Assistent Demang besorgt, dessen Chef ich früher war, als ich noch Regierungsbeamter war. Der eine trug unsere wenigen Habseligkeiten an Kleidung, die in ein Wachstuchleder zu einem runden Bündelchen zusammengerollt waren und der andere trug zwei Gewehre und meine Aktentasche mit etwas Mundvorrat, etwas Zucker, Thee, Butter und ein Brot, das uns die Mutter eingepackt hatte.

Die beiden Hunde von dem Assistent Demang wollten mit uns laufen, und da hatten wir unsere Not, ihnen klar zu machen, dass das nicht ginge!

Auf der Höhe hinter Pormonangan hatten wir einen schönen Anblick auf's Meer nach Westen und die Insel Musala, die Ihr alle oft gesehen habt vom Strand von Baroes aus. Und dann ging's hinunter nach Nagatimboel. Immer bergab. Unten angekommen, sprach ich mit den Leuten, die sich beklagten, dass Weihrauch noch immer sehr schlecht im Preise steht, dass sie nur noch 25 Gulden bekommen für 62 Kilo vom Besten, der während des grossen

Krieges doch 250.- Gulden gekostet hat! Aber die Regierung verlangt immer noch die Steuern meinten sie, obgleich sie keinen Verdienst mehr haben. Ich habe ihnen gesagt, dass ich ihnen die Steuern erlassen würde, wenn sie dieselben mir persönlich bezahlen würden, aber da ich vorläufig die Steuern nicht für mich bekäme, könne ich nichts in der Sache tun! Da haben sie sich ein's gelacht.

Aber meine schönen neuen Schuhriemen waren schon von dem Abstieg zer-rissen. Ganz neue waren es, die Hilde hatte sie mir noch in die Schuhe gemacht. Da wollte ich von den Leuten neue haben, das war natürlich nur Spass und sie verstanden den wohl. „Ihr müsst mir Schuhriemen machen“, sagte ich, „sonst kann ich nicht weiterlaufen“. Und da haben sie aus Baum-rindefasern mir neue Schnürriemen gedreht und ich habe ihnen vorgeschlagen, eine Fabrik anzufangen in dieser Ware, denn sie seien gut!

Junge Kokosnüsse brachten sie gleich, denn die gedeihen hier unten in Naga-timboel sehr gut, auch die „Stinkfrüchte“, die viele Europäer nicht essen mögen, weil sie nicht wissen, was lecker ist.

Ich bin aber auf solchen Märschen immer vorsichtig im Trinken und besonders im Trinken von Wasser aus jungen Kokosnüssen, das sehr gut schmeckt, aber bei Weitermarsch einen erschlaffen lässt.

Nach einer Weile trafen wir an 30 Frauen, alte und junge, an einer schönen Wasserstelle, die wollten alle zum Markt nach Pormonangan.

„Mütter, Mütter“, sagte ich, „warum bringt Ihr die schönen Bananen alle weg aus dem Dorf? Wir werden nachher keine mehr drin finden!“ „Grossvater, nimm Dir doch gleich welche mit für den Weg“, meinten sie. Das taten wir natürlich nicht. Als ich die Wasserstelle sah, merkte ich gleich, dass es ein porhombanan war, aber die Frauen wussten nicht, was das zu bedeuten hatte. Da sagten sie, ich sei besser im Bild über ihre Gebräuche als sie selber.

Wir kamen auf ein anderes Filial, das nennt sich Sidodamon. Da gehen die Katzen auf die Bäume schlafen! Aber das sind keine richtige Katzen, wie Ihr sie kennt, sondern fliegende Katzen. Die haben eine Verbindungshaut, die aber keine Haut ist sondern ein wunderbar zartes Fell, das den Schwanz mit den Hinterfüssen und diese mit den Vorderbeinen verbindet, so dass sie wirklich fliegen können, wenn sie die Schwungbewegungen mit ihren Füßchen machen. Aber meistens fliegen sie nur von den Bäumen herunter auf niedere Gegenstände, nach oben können sie sich anscheinend nur durch Klettern fortbewegen. Ich weiss augenblicklich nicht mehr, welchen Namen sie in der Tierkunde tragen. Die Bataker nennen sie Hubung. Es sind schöne Tierchen und die gibt es da unten sehr viele.

Die Leute in Sidomdamon sind arm, ihre Buscherzeugnisse bringen nichts mehr ein und die Bodenbeschaffenheit eignet sich nicht zum Reisbau wegen der Zerklüftung. 60 Familien wohnen hier. Am besten würde es für sie sein, wenn sie nach einer anderen Gegend ziehen würden, aber das wollen die Menschen nicht. Jedenfalls brachten sie uns wieder junge Kokosnüsse als Labetrunk.

Nach einer weiteren Stunde strammen Marsches waren wir an dem Fluss Aek Sibundung. Der hat sein Bett tief in die Felsen geschnitten und das Wasser zischt da unter einem her, wenn man auf der schmalen Brücke steht, das man gerade Angst bekommen könnte. Ich bin mal vor 11 Jahren mit einem Arzt daher gelaufen und als wir über den Steg (damals konnte man das Ding noch nicht Brücke nennen) gingen, hat er sich feste an mich gehalten. Er war Jude und gewiss bange um sein Leben. Aber dazu braucht man nicht gerade ein Jude zu sein, es gibt andere, die bange sind bei solchen Flussübergängen. Aber wunderschön ist es in dieser einzigartigen Wildnis! Wir haben gerastet und Toean Zwerus hatte Hunger bekommen und hat ein Stück Brot mit Käse gegessen und die Flasche mit Kaffe dabei leer gemacht. Beim Weitermarsch bekamen wir einen fetten Guss von oben, sodass wir gegen 3 Uhr durchnässt in

Simorsalaon ankamen. Wir gingen ins Haus des Häuptlings, wo wir bewirtet wurden von der Frau des Hauses und dem Schreiber des Landschaftshäuptlings, den wir schon unterwegs begrüsst hatten. Er selber konnte nicht mit uns zurückgehen, weil er seinen Sohn nach der Schule bringen musste in Dolok-sanggoel, wo derselbe holländisch lernt und noch anderes dazu.

Ich habe gleich ein Bad genommen vor dem Haus und das Wasser vom Dach des Hauses war mein Wasserstrahl. Das kam aus erster Hand! Mein Reisege-
nosse meinte, er hätte ja schon unterwegs genug bekommen von dem guten Nass! Jedenfalls schützt aber noch ein richtiges Bad nach solchem Marsch und Regen vor Erkältung. Abends hatten wir Essen mit Schweinebraten nach batakscher Weise zubereitet. Das schmeckte!

Ich hatte mich etwas in meine Hängematte gelegt und war so schön am Phantasieren, denn es sah ja aus, als ob man in den Bergen der schönen Schweiz sei, da kam ein Junge aus der Küche angerannt und sagte: „Toean, die Affen, die Affen, schau doch mal da drüben, wie sie uns unsere Süsskartoffel ausreissen“. Ich hatte meine Hängematte auf der Vorgallerie des Wohnhauses aufgespannt, während mein Genosse sich auf einer Bank im Zimmer niedergestreckt hatte und eingeschlafen war. Aber die Kunde von den Affen machte auch ihn lebendig und wach! Da waren diese Spitzbuben, ein ganzes Geschwader, ungefähr 50 Stück und machten ihre nicht von ihnen gepflanzten Kartoffel aus! Wie das behende zuging! Einige ganz grosse alte Grossväter waren darunter, wie ich sie in solcher Auflage noch nicht gesehen hatte von dieser Affenart. Als ob sie die Leute zum Narren halten wollten betrogen sie sich! Die alten Affen, es waren ihrer drei von besonderer Grösse, fegten als mal zwischen den andern hindurch, als wenn sie die Herren der ganzen Sippe wären. Das muss so gewesen sein, denn man konnte deutlich ihre Führerstellung merken. Einer aus der Gesellschaft, in mittleren Jahren, hatte den Ausguck inne, das war ein stehengebliebener Baumstumpf von 2 bis 3 Meter Höhe. Der gab seine Zeichen in der Affensprache, die ich aber nicht verstand. Ich

zog meine nassen Kleider wieder an, schlupfte in meine nassen Schuhe, nahm meine Büchse und wollte den Spitzbuben den Krieg erklären. Auch mein Gefährte kam in die Jägerhypnose und nahm seine Flinte und folgte mir, um mir Beistand zu leisten in dem Affenkrieg. Es regnete noch immer, daher liess ich über seinem Haupte einen Schirm tragen wie die Batakfrauen ihn gebrauchen beim Jäten ihrer Reisfelder. Doch die Affen hatten unsern Plan bald heraus und der Posten hat seine Schuldigkeit getan, denn auf ein gegebenes Zeichen verliessen sie mit einer affenähnlichen Geschwindigkeit die Plünderstätte und zogen sich in ihr nahes Versteck zurück. Aber keiner kam auf einen Baum zum Sichtbarwerden für die Augen der beiden Schützen. Ein Jüngling ging noch mit mir nach einer nahen Waldecke und da hörte ich von Zeit zu Zeit den einen Affenkönig etwas knurren, was ich aber auch nicht wieder verstehen konnte. Nur sehen konnte ich keinen von der Diebesbande. Es war auch schon am Dämmern und durch den Regen konnte man nicht klar sehen. Aber da! Da kam einer über einen Steg, ziemlich unten, schnell aber war er im Dickicht verschwunden! Nun aufgepasst, bald wieder wird einer diesen Weg ziehen. Richtig, da schaut ein Affenkopf zwischen den Blättern des Untergehölzes hervor, er will über den Steg und erst sehen, ob die Luft rein ist: Bumm!! Da knallt es aus meiner Büchse und das Echo schallt hin- und herüber zwischen den Bergen und den Urwaldriesen und mein Affe kommt nicht mehr über den Steg, sondern schlägt Purzelbäume auf dem Boden, wie man hören kann durch das Gerassel der Blätter und wie man sehen kann den Bewegungen des Unterholzes, gegen welches er anschlägt. „Toe-an, der ist getroffen“, sagt der Jüngling, „hol ihn“, erwidere ich; aber er zeigt keine Lust dazu und sagt, er sei zu bange! Und ich konnte es ihm nicht übelnehmen, ich wäre auch nicht hingegangen. Denn die Kerls können fürchterlich beißen und wenn sie einen Angriff geplant hätten, hätte es dem Eindringling schlecht ergehen können. Man weiß doch nie, was so ein alter Affenkönig für Befehle an seine Folgelingen erteilt. Der Jüngling erzählte mir dann, dass da an dem Abhang ganz in der Nähe des grossen Baumes wo der Affe herumpurzelte, eine grosse Höhle sei, dahin

würden die andern Affen ihren verwundeten *Gefährten* bringen und dort würde er sterben. Der *Häuptling* hätte auch einmal einen Affen von diesem *Geschwader* angeschossen und den hätten die andern Affenbrüder auch in die Höhle geschleppt und dann seien sie weggelaufen und hätten sich in Sicherheit gebracht. Sie beide, der *Häuptling* und er, hätten nicht den Mut gehabt, in die Höhle zu gehen, weil sie sich gefürchtet hätten vor Schlangen, die mit den Affen diese Höhlenwohnung teilen konnten. Ich war doch erstaunt über diese Organisation und das *Tatkräftige* ihres Handelns ihren *Genossen* gegenüber und über die *List*, die diese Kerls uns gegenüber bekundeten, sodass wir es unterliessen, ihnen offiziell den Krieg zu erklären. So mal einen wegschiessen ohne *Kriegserklärung* ist nicht so schlimm bei ihnen, das ist *Sitte* hier im Osten, wie man es bei den Japanern gesehen hat! Ich habe nachher noch lange über die *Affenhöhle* und ihre *Bewohner* nachgedacht und wäre doch gar zu gerne am andern Morgen mal auf eine *Entdeckungsreise* ausgegangen, aber wir hatten keine elektrische *Taschenlampe* mitgenommen, die man unbedingt haben muss bei solchen *Entdeckungsreisen*.

Willi, wenn Du noch hier gewesen wärst, Du hättest die *Lampe* halten können und ich wäre mit dem *Gewehr* vor Dir hergegangen, ja?

Den Mädchen mute ich solch einen Gang nicht zu, Karl hätte auch mit einer *Büchse* bewaffnet dabei sein müssen. Na, wir hätten es, glaub ich, doch geschafft, wir drei.

Abends um 9 kamen die Leute und da hab ich denen noch einen Vortrag gehalten in dem grossen *Vorzimmer* des *Häuptlingshauses* über das *Getreubleiben* bis in den Tod, wie *Jesus* es von uns haben will, damit wir von *Ihm* die *Krone* des Lebens erhalten. Als wir um 10 einhalb noch ein Lied sangen, wurde *Toean Zwerus* wach auf seiner *Bank*, worauf er seine müden *Glieder* schon früh ausgestreckt hatte. Er sagte, er hätte schon geschlafen und wäre durch den *Gesang* wach geworden. Ich habe vergessen, ihn zu fragen, ob er in seinen

Traumphantasien auch einen Besuch bei der grossen Affenfamilie gemacht habe.

Am andern Morgen weckte ich um 5 die Leute, die mit uns in demselben Zimmer schliefen, damit sie unser Essen zubereiten sollten, denn wir mussten früh auf den Weg, wollten wir ans Ziel gelangen. Ich kannte aber keinen der Leute mit Namen, daher habe ich erst den rausgesucht, der einen Anflug von Schurrbärtchen hatte, denn der hatte auch am Tage vorher den Speisemeister gespielt und nach batakischen Art beim Essen immer vor uns gestanden, um sich zu weiden an unserer Esslust. Es ist nicht so einfach, einen Batak wach zu bekommen, wenn er noch nicht ausgeschlafen hat. Aber es gelang mir doch. Wir hatten unsern bestellten Reisbrei um 6 einhalb auf dem Tisch und weil mein Reisegenosse lieber Brot ass als Reisbrei und ich lieber Reisbrei als Brot, wurden wir uns schnell einig über die Einteilung der Speisen! Und als wir damit fertig waren, liess die Frau Häuptling uns sagen, die Reistafel sei fertig, wir möchten ins andere Zimmer kommen zum Essen! Haste Worte!!! Also noch einmal essen und zwar richtiges Mittagessen am frühen Morgen, nachdem ich meine zwei Teller Reisbrei zerdrückt hatte!! Und doch musste es sein. Sonst wäre die Frau tödlich beleidigt gewesen. Es war ein Missverständnis unterlaufen wegen der Kocherei. Ich hatte am Abend vorher gesagt, wir brauchten für den Morgen nur Reisbrei und als ich am frühen Morgen beim Wecken gesagt hatte, man möchte „kochen“, hat man das dahingehend aufgefasst, dass das doch nur eine richtige Mahlzeit sein könne, den Reisbrei zu kochen sei doch kein Kochen!! Na, wir mussten! Und viel konnte es nicht mehr sein, aber unsere Wirtin war sehr erfreut, als wir unsere Reisballen mit der Hand (Löffel und Gabel nach europäischem Muster lassen wir auf solchen Reisen ruhig eingewickelt im Papier) kneteten und zum Munde führten und sie sagte uns in ihrer Antwort auf meine ortsübliche Dankesrede, dass es schmerzhaften Herzens gewesen sei, hätten wir ihr Gekochtes für

uns nicht angerührt! So haben wir uns denn wieder mal aus der gedrückten Lage retten können durch unsern Mut!

Beim „Einlaufen“ für den langen Tagesmarsch merkte man aber doch, dass der „Benzinbehälter“ reichlich gefüllt war! War das mal wieder eine schöne Urwaldwanderung! Der wunderbare Wasserfall vom Aek Sibendoeng, der seine Wassermassen wohl am 100 Meter in die Tiefe stürzen lässt, war in unserer Nähe. Wir gingen aber nicht hin, denn wir hatten diese Naturschönheit schon einmal vor Jahresfrist besucht und heute hatten wir keine Zeit, ihn wieder zu bewundern, denn der Weg war weit. Gewaltige Urwaldriesen grüssten uns von ihrem stillen Standplatz, den sie schon wer weiss wieviel Jahrzehnte eingenommen hatten, unbekümmert um das Leben da draussen in der weiten Welt. Ich sagte einmal, als wir wieder solch einen „Gewaltigen“ zur Seite hatten, zu meinem Reisegeossen: „Mensch, wenn wir mal dazu verurteilt würden, solch einen Baum fällen zu müssen, wie die vielen Verbannten in Sibirien, wie würden wir das wohl fertig bringen?“ Da war auch er ratlos. Unser Weg war nicht mehr der schöne Pfad von gestern, man merkte, es ging in die Wildnis, wo's viel Wald mit steilen Bergen und tiefen Tälern gab und wenig Menschen. Aber was hat solch ein hoher Urwald doch ein Prachtgewand am frühen Morgen. Das kann man gar nicht beschreiben, das muss man selber sehen.

Zu gern wollte ich die Mutter und Hilde mal mitnehmen auf diese Tour, damit sie mal einen richtigen Eindruck bekämen von solch einer Urschöpfung mit ihrer Pracht, aber ich begann doch zu zweifeln, ob sie's wohl leisten könnten. Hier und da grüssten uns die Nashornvögel mit ihrem „ongang! ongang!“ aus den Baumwipfeln oder aus den Lüften bei ihrem Flug. In Toemoes sahen wir wieder Menschen, die waren aus den Bergen gekommen und wollen nun im Tale anfangen mit der Reiskultur, weil die Weihrauchbäume mit ihrem Harz ihnen zu geringe Verdienstmöglichkeiten bieten in dieser aller Welt bekannten Wirtschaftskrise. Wenn die Menschen doch zu bewegen wären, aus ihren Schlupfwinkel aus den Bergen herunterzukommen, in einem grossen Dorf zusammen zu

wohnen und Reisfelder anzulegen in diesem fruchtbaren Tal, würden sie ein viel menschenwürdigeres Dasein haben. Einige haben mit dem Reisbau angefangen und die Ernte war im vergangenen Jahre auf dem besten Boden 240fältig! Ich sporne die Leute immer an, sich zusammen anzusiedeln, damit sie eine lebensfähige Schule bekommen und ihnen besser mit Gottes Wort gedient werden kann. Denn es ist einfach unmöglich in diese Berge zu klettern für uns und ihnen nachzugehen. Da könnte einer sein ganzes Leben am Klettern bleiben und brauchte nicht mehr in die kultivierte Welt zurückzukommen. Kein Wunder, dass sich hier früher die entlaufenen Zwangsarbeiter ungehindert aufhalten konnten, denn wer konnte ihnen denn hier nachsetzen?

Wir kamen nun in die Gegend, in der in 1915 ein Aufstand war, welcher Begebenheit ich mich noch deutlich entsann. Damals hatte mich der Regierungsbeamte von Baroes gebeten mitzugehen. Das hätte mir damals beinahe das Leben gekostet, nicht dass die Aufständigen mich umgebracht hätten, nein, unsere eignen inländischen Soldaten hätten mich beim Entladen der Gewehre um's Haar tot geschossen! Gerade am Ohr flog mir die Kugel vorbei. Da habe ich richtig eine Kugel pfeifen hören! Die Leute hier kannten mich noch und mancher erzählte von der früheren Dummheit, die sie begangen hatten und lachten jetzt darüber. Über mich erzählten sie noch allerhand Legenden über meine Kühnheit, von der ich aber selber nicht's mehr wusste.

In Sihaporas habe ich mein letztes Filial. Wir waren gegen 12 Uhr da. Ich wollte den alten Mann sehen, von dem sie erzählten, dass er 100 Jahre alt sei, nein 120, sagte sein Sohn. Er kam und setzte sich zu mir und wir haben von den früheren Zeiten geplaudert. Aber solch altem Grossväterchen gegenüber fühlte ich mich noch wie ein Kind. Er war schon Tabakhändler im Jahre 1862 als Ompoe Nommensen als junger Missionar nach Silindoeng kam! Ich habe dann nachgerechnet und kam zu dem Ergebnis, dass 120 doch zu hoch gegriffen war, aber nahe an 100 war er. Seine Augen waren noch ganz klar,

aber er konnte doch nichts mehr sehen, war mager und seine Gestalt war gekrümmt.

Sieh, Hanna, das wäre ein Bild für Dich gewesen, Du willst ja solche Besonderheiten gerne haben, aber leider hatten wir vergessen, einen Photoapparat mitzunehmen. Wenn er das nächste Mal noch lebt, wenn ich wieder nach Siha-
poras komme, muss er auf die Platte, dieser alte Herr. Wie gerne hätte ich mich noch länger mit dem Alten unterhalten, aber wir mussten weiter und ich musste auch erst noch einem Gemeindeglied Trost zusprechen, weil er in der Nacht seine junge Frau verloren hatte. Wer soll den Menschen helfen in Krankheitsfällen in dieser weit abgelegenen Einsamkeit?

Bis Hilfe kommt, ist's meist zu spät. Und hier ist es schon tüchtig warm, das merkte man beim Weiterwandern. Noch 5 km hatten wir zu laufen, dann kamen wir an die Grenze von meinem Gebiet. Wir wollten aber durch nach Sisoegasoega, was schon zu Baroes gehört, also früher auch mein Filial war.

Als der Fluss befahrbar wurde, besorgten wir uns mit einiger Mühe einen Mann mit einem Einbaum, der uns dann flussabwärts brachte bis Si Raoe, eine Stunde von Sisoegasoega. War das schön im kleinen Kahn!
Es kostete uns einige Überredungskünste, jemand zu bekommen, der die Fahrt mit uns wagte. Wir hatten einen Mann, der in der Nähe seinen Garten hatte, mitgehen geheissen zum Fluss, um ein Boot für uns ausfindig zu machen. Er selber hatte nicht den Mut, uns nach unten zu bringen im Einbaum. Am Fluss war ein schöner Strand und mein Reisegenosse und ich legten uns in den feinen Sand genossen die Schönheit der Natur. Denn uns gegenüber erhoben sich gewaltige Felsen, die wie glatt abgeschnitten aus dem Wasser ragten und mit hohen Bäumen bewachsen waren auf der Höhe. Etwas unterhalb war eine Stromschnelle, bei deren Anfang die steilen Felsmassen auf der andern Seite aufhörten und einer kleinen Ebene Platz machten. Unsere beiden Gepäckträger und der Mann aus dem eben erwähnten Garten, der, nebenbei bemerkt, einen für Karl als angehender Medicus zu beobachten ganz schiefen

Unterkieferknochen hatte, riefen nach einem Manne, der auf unserer Seite in halber Bergeshöhe sein Anwesen hatte: ein ganz primitives Haus mitten in seinem in saftigem Grün stehenden trocknen Reisfeld, in dem die ein bis zwei Meter hohen stehengebliebenen Baumstümpfe uns bekunden, dass hier Raubbau betrieben wird zwecks Anlegung von trockenen Reisfeldern. Auf diese Weise werden die Wälder vernichtet.

Ihr habt keine Vorstellung von der Einfachheit solcher menschlichen Wohnstätten. Am besten kann man solche Stätte vergleichen mit einem Vogelnest: Der Vogel - hier in den Tropen wenigstens - baut sich auch immer wieder ein neues Nest, je nach Bedarf! Dadurch werden diese Leute aber auch menschen-scheu und lieben nicht das Zusammenleben mit andern.

Der Gerufene kam bald aus seiner einfachen Behausung, die Leiter herunter geklettert, stieg wieder nach oben, kam wieder heraus und herunter, erschien kurz darauf am Flussufer, ungefähr 200 Meter unterhalb und wir freuten uns schon, dass wir bald weiter konnten. Er nahm einen Kahn, ruderte auf die Uferseite, stieg dann aus und zog das Ding durch die Stromschnelle und an der Stelle, wo der Felsen ein Dreieck bildete und das Gewässer ruhig war, kam er zu uns herüber gerudert. Der Kahn war aber zu klein für drei Menschen! Er nahm sich den Mann mit dem schiefen Kieferknochen mit, und sie kamen bald mit einem besseren und etwas größeren Kahn an. Als sie am Dreieck des Felsens in Sicht kamen und ein Strick in's Bötchen warfen, sagte ich zu Zwerus: „Haben Sie es gesehen, sie haben hinter dem Felsen erst mit ihren versteckten Genossen verhandelt über uns und die haben ihnen einen Strick mit gegeben, uns hinterlistig nachher im Kahn zu binden und wir werden heute noch dort hinten in der Räuberecke ein leckeres Mahl für sie sein!“

Mein Genosse lachte aber, wusste er doch, dass ich nur scherzte. Aber mit ein wenig Phantasie konnte man sich alles ausmalen, denn es war zu identisch den Räubergeschichten: Diese Umgebung, das Wasser vor uns, in dem Krokodile hausten, die steile Felswand uns gegenüber, an denen wir doch nicht hinauf

klettern konnten beim Planen zur Flucht, bei uns die Bewacher, und da kommen halbnackte, braune Gestalten, werfen im letzten Augenblick noch einen dicken Strick in's Boot und kommen eilens zu uns herüber gerudert!

Aber es waren friedliche Menschen, die uns nur helfen wollten zur Weiterreise. Wir wollten nämlich gerne die Fahrt nach unten per Kahn auf dem Fluss machen, denn mein Genosse wollte gerne ein Krokodil schießen, wie ich vor Jahren das tat, aber es wollte keins an das Ufer kommen!

Der Regen, der einsetzte, durchnässte uns, wir hatten kein Dach über uns in dem Einbaum. Erst bekam Toean Zwerus sein Sitzbad im Kahn und etwas später auch ich, denn beim Passieren der vielen Stromschnellen wurden wir gehörig gewaschen durch das Flusswasser von den Seiten und von oben kam der Regenguss auf uns hernieder! Aber schön war es doch! Da sahen wir wiederholt die Affenherden am Strande, die uns angrinsten und sich eiligst in Sicherheit brachten, wenn einer von uns nach seinem Gewehr griff. Aus solch einem wackeligen Einbaum ist das Sicherschießen keine Kleinigkeit! Aber was sollten wir auch mit so 'nem Affenbraten, wir aßen doch nichts davon, aber unser Bootsmann hätte gern einen mitgenommen für seine Frau und seinen kleinen Buben im Nest am Abhang, wovon ich soeben erzählte.

War der Kerl geschickt im Fahren! Mit grosser Sicherheit brachte er uns durch die gefährlichen Stellen hindurch. Ich fragte Toean Zwerus (wir konnten uns ja nicht ansehen, weil wir mit den Rücken gegeneinander sitzen mussten auf dem Boden des Fahrzeuges), ob es ihm auch so ginge wie mir, ich musste nämlich ungewollt beim Passieren gefährlicher Stellen den Atem etwas anhalten, damit wir glätter hindurchkämen!

In Siraoe stiegen wir aus unserm Kähnen und liefen noch eine Stunde bis Sisoegasoega. Wir verabschiedeten uns aber erst von unserm treuen Bootsmann und bezahlten ihn und gaben ihm auch noch einen Mann mit, damit er den Kahn durch die Stromschnellen mit dessen Hilfe wieder nach seinem Bestim-

mungsort bringen konnte. Es war der Sohn eines meiner alten Bekannten, den ich ihm mit gab. Zwei andere brachten unsere Sachen und wir waren bald an unserer Nachtherberge: Die Schule von Sisoegasoega.

Wir waren in der Tat müde von der Reise und durchnässt dazu. Die Fahrt im Einbaum hatte zwei Stunden gedauert, die übrige Zeit waren wir doch immer auf den Beinen gewesen mit Ausnahme des Aufenthaltes in Sihaporas und jetzt war es mehr als fünf Uhr nachmittags, also beinahe Abend.

Die Schule hier in Sisoegasoega war noch die alte von mir damals erbaute. Ich konnte aber die Nägel nicht mehr entdecken an den Holzpfeilern für meine Hängematte, die mir ja immer auf meinen Reisen das Bett ersetzen muss. Aber ich habe mir schon geholfen auf andere Weise: Das eine Ende der Hängematte wurde an meinen Wanderstab gebunden, dieser am Schlagladen nach draussen gehängt, der Schlagladen zu gemacht und fertig war die Sache an der einen Seite. Das andere Ende der Hängematte konnte ohne Mühe an den frei im Raum stehenden Pfeiler des Türmchens gebunden werden. Somit war meine Schlafgelegenheit in Ordnung. Aber für meinen Schulmeister Zwerus war die Sache nicht so einfach, er doch! Ein Schulmeister hat jeden Tag an der Schultafel zu tun in der Schule, was schadet es, wenn er auch mal nachts draussen liegt!! Die beiden Tafeln wurden von ihren Gestellen herunter genommen, auf die Bänke gelegt und fertig war auch diese Schlafstätte. Aber er hat doch nicht gut schlafen können, denn erstens waren unzählig viele Moskiten zur Stelle, die uns erfreuen wollten mit ihrem Gesumm und als Lohn uns etwas Blut abzupften, zweitens waren die Wandtafel sehr hart, sie waren nicht aus weichem Holz gemacht, wie ich dem Schulmeister sagte, und zum Dritten lag die eine Tafel etwas höher als die andere, so dass das Ganze nicht eine gerade Fläche bildete, wodurch der Rücken des drauf Schlafenden die nachteiligen Folgen empfand! Nein, früher waren doch nicht die Moskiten in dieser Menge hier vorhanden. Die Menschen hatten zuviel von den Gummibäumen angepflanzt. Dadurch war alles so dicht, dass keine Luft mehr

herein konnte, um die Mücken zu vertreiben. Sowas von Mückenlärm in einer Nacht hatte ich lange nicht mehr erlebt. Ich musste mich wie eine Mumie einwickeln in meiner Hängematte, um den Angriffen der Mücken Widerstand leisten zu können. Nur die Bahn Luftzu- und ausfuhr durch die Öffnungen des Riechorgans wurde nicht verbarrikadiert, als Schutz des Hauptes diente im Übrigen das Badetuch.

Gebadet hatten wir noch unter den zwei mir bekannten Wasserstrahlen in der Nähe des Lehrerwohnhauses, oh, und das war eine Erquickung nach diesem langen Tag. Schon war es dunkel, aber man konnte doch noch ganz gut sehen, als wir, jeder unter einem Strahl uns die Müdigkeit abwuschen. Da kam ein Bataker und grunzte (eine Art künstlicher Husten, mit dem man sich bemerkbar macht, wenn man eine Badestelle aufsucht) und ich grunzte zurück in derselben Tonart, ein Zeichen für den Kommenden, dass er sich in entsprechender Entfernung zu halten hatte, was er auch tat, gemäß der Landessitte. Im Lehrerhaus nahmen wir unsern Abendbissen ein, Toean Zwerus verzehrte das letzte Stückchen Brot, ich nahm Reis mit etwas Hühnerfleisch und als Getränk hatten wir Tee dazu. Wir unterhielten uns noch mit den beiden Lehrern und einigen Leuten, die noch aus dem Dorf gekommen waren, aber zu langen Reden fehlte doch die nötige Frische. Die Lehrersfrau war krank, ein Skorpion hatte sie gebissen am Fuß und die Wunde wollte nicht heilen. Da musste ich erst mal wieder Doktor spielen, denn mit diesen Biester habe ich ja früher auch Bekanntschaft gemacht in Baroes.

Ich hatte eigentlich vor, die Gemeinde zum Abendgottesdienst zusammen zu rufen, aber der Regen und die Dunkelheit ließen mich doch mein Vorhaben nicht ausführen. Am andern Morgen kamen noch die Häuptlinge und andere alte Bekannte von früher und baten, doch über Sonntag bei ihnen zu bleiben, aber ich drängte nach Hause, weil ich die Mutter nicht gesund zurück gelassen hatte in Boetar und ich zum Sonntag wieder gern in meiner eignen Gemeinde sein wollte.

Wir liefen die acht Kilometer bis Sorham zu Fuß, ich erschlug unterwegs noch zwei Schlangen von gut einem und einem halben Meter Länge mit meinem Stock. Eine dritte entkam mir leider. Die Biester stellten sich gegen mich zur Wehr, aber es half sie nichts. Es sieht eigentlich schön aus, wenn so ein Biest sich aufrichtet und nach einem züngelt. Beim Attackieren darauf rief einer unserer Begleiter mir zu von hinten: „Toean, Du bist ja noch immer so beweglich wie früher!“ Schlau war er, dieser Fridolin, wie er hiess, nicht weil er mir schmeichelte, denn darauf gebe ich nichts mehr. Echt bataksch sagte er: „Diese Schuhe (es waren die Marschschuhe von Zwerus, ganz neue, ich hatte meine an meinen Füßen, aber Zwerus hatte seine „Sonntagsschuhe“ an), die ich hier trage, sind ja schon zu alt, dass Ihr die wieder mitnehmt nach Hause, lasst sie doch bei mir, damit meine Füße Schonung haben im Gestrüpp bei der Arbeit in meinem Garten!“ Ich sagte ihm: „Das musst Du mit diesem Toean abmachen, denn sie gehören nicht mir“.

In Sorham warteten wir an der Fähre auf Autogelegenheit nach Sibolga. Sechs Stunden mussten wir warten. In dieser Zeit hätten wir die 35 km bald zu Fuß zurücklegen können. Alte mohammedanische Freunde kamen und leisteten uns Gesellschaft, sorgten für junge Kokosnüsse und Pisang zur Erfrischung. Ich habe sie bei dieser Gelegenheit wieder aufmerksam gemacht auf die Brücke, die vertraubarer ist als die, die der Koran uns Menschen anbietet zum Gang vom Diesseits ins Jenseits und die Jesus heisst.

Endlich aber kam ein alter Rappelkasten, wie der Willi früher immer sagte zu unserm alten Auto, und nahm uns mit. Alle fünf Minuten musste das Vehikel Wasser haben, ach was, nicht alle fünf Minuten, alle fünf Kilometer wollte ich sagen. Aber wir kamen an in Sibolga. Bei Brand's stiegen wir aus und die hatten ihre Freude, uns Urwaldläufer zu bemustern! Wir telefonierten den Toean Noll an, den Mann von Mia Kappner, er möchte sich mal in der Stadt nach

einem Auto umsehen, denn wir möchten noch nach Taroetoeng. Inzwischen hatten wir mal wieder an einem richtigen Tisch gesessen und uns erfrischt! Um 9 Uhr abends fuhren wir glücklich ab, auch wieder in einem Kasten, in den wir uns bei Tageslicht nicht hätten setzen können!

Ich habe mich bei der nächtlichen Fahrt zwischen den Inländern vorbereitet auf meine Predigt am andern Tag. Das Auto ging bloß bis Taroetoeng. Weiter konnten wir nicht. Da haben wir um 12 einhalb nachts die Meerwaldts aus dem Bett getrommelt. Die wollten uns aber nicht öffnen, weil sie bange waren, denn es war einige Wochen vorher ein Mord geschehen, nachts bei einem Lehrer, den man auch auf diese Weise zum Aufstehen und Öffnen der Türe veranlasst hatte und wo dann die Schufte den Lehrer und seine Frau ermordet haben. Sie sind verurteilt zum Tode durch den Strang, aber das Urteil ist noch nicht vollzogen. Weil Meerwaldt bataksch redete von drinnen, antworteten wir wieder auf bataksch. Dadurch wurden sie misstrauisch. Als wir aber anfangen zu lachen, lachten auch sie von innen und machten uns auf. Eine Tasse Tee und ein Pisang genossen wir noch und legten uns dann zur Ruhe bis zum Morgen. Aber um 7 einhalb waren wir wieder auf den Beinen und suchten uns ein Auto nach Boetar, 24 km entfernt von Taroetoeng. Wir konnten aber keins finden, daher gingen wir zu dem Toean Werth, der als Flieger im Kriege war und hier die elektrische Anlage unter sich hat, damit er uns mit seinem Auto nach Boetar brächte. Das tat er gern. Er hat auch Radio und fängt immer die neuesten Nachrichten aus der Heimat auf, nur muss das immer nachts geschehen, weil wir hier ja einen halben Tag früher sind als Ihr daheim in Deutschland.

Um 10 vor 10 waren wir daheim und um 10 ging's zur Kirche, wo ich meine Predigt halten konnte. Die Mutter und Hilde freuten sich, dass der Vater wieder heil daheim war und Frau Elli Zwerus freute sich auch, dass sie ihren Mann wieder hatte.

So, nun bin ich am Ende. Alles habe ich nicht erzählen können von der Reise, sonst würdet Ihr noch müder werden beim Lesen! Willi wird wohl Mühe haben, alles in einem zu lesen. Hanna und Martha können es schon leisten und selbstverständlich auch Elfriede und Karl.

Nun müsst Ihr aber nicht denken, dass ich diese Epistel in Pormonangan fertig bekommen hätte, ich hätte dann die ganze Nacht schreiben müssen. Wollt ich noch hinzufügen, was ich inzwischen wieder erlebt, wäre der Brief noch länger.

Daher Schluss für heute.

Herzlich grüsst und küsst Euch alle Euer Euch stets liebender Vater.

Brief Nr. 3

Boetar, den 29. März 1934

Meine lieben Kinder!

So fängt in der Regel der Zeitungsonkel an, wenn er den Kindern der Abonnenten eine interessante *Geschichte* erzählen will. Manchmal finden die Kinder die *Geschichte* aber auch langweilig und werden unruhig beim Anhören derselben, fangen zu gähnen an oder zu gackern wie die Hühner oder gaffen ins Leere, weil ihnen die *Gedanken* schon ausgegangen sind.

Nun bin ich aber kein Zeitungsonkel, sondern Euer Vater, der mit Euch reden will. *Gelt*, da setzt Ihr Euch schon gleich zurecht, um zu hören, was Euch der Vater diesmal zu sagen hat. Vorher will ich noch bemerken, dass ich selber den grössten Respekt habe vor den Zeitungsonkels, die den Kindern schöne *Geschichten* erzählen können.

Tut! tut! tut! da ist ja das Auto schon, das uns nach Pormonangan bringen soll und diesmal will ich Euch mitnehmen. Ob Ihr wohl gut laufen könnt? Nachher müssen wir noch 20 Kilometer tippeln. Und was für ein Weg! Die Autostrasse nach Pormonangan ist eigentlich ein Karrenweg, aber hier ist man nicht verwöhnt und ist froh, wenn man nur vorwärts kommt. Es sind durch Urwald- und Weihrauchbaumwälder, durch Schluchten und an gefährlichen Abhängen vorbei, aber ich bin das schon gewöhnt, habt mal keine Angst.

Diesmal nehmen wir noch den Jungen mit, der auch den Wagen lenken kann, damit ich nicht zu abgespannt bin bei der Ankunft in Pormonangan, denn ich muss dort sofort zur Versammlung der Lehrer und Ältesten, wo über *Gottes Wort* und den Zuständen in den *Gemeinden* geredet wird. Weil Ihr nichts mehr versteht vom Batakschen, nehme ich Euch gar nicht mit in die Kirche, Ihr könnt in der Zeit eine Tasse Kaffe trinken, die die eingeborene Pfarrfrau Euch in sauberen Tassen vorsetzt und könnt auch ein Stück Brot dazu essen,

denn die Mutter hat genug eingepackt davon. Mittagessen gibt es heute nicht, damit wir besser laufen können nachher.

Um 2 Uhr komme ich aus der Kirche zurück und nun brechen wir auf. Wie die Menschen uns ansehen und sich wundern, dass ihr Toean heute so viele Begleiter mitnimmt nach Hoeta Toea (Glücksdorf), denn dorthin geht der Weg! Eben sind wir am Marktplatz vorbei, da kommen noch ungefähr 20 junge Leute, alles Marktgänger, die auch zurück wollen nach Hoeta Toea, ein munteres, junges Volk, das sich sichtbar freut, dass heute ihr Missionar mit ihnen vom Markte nachhause geht. Können die aber laufen! Da muss ich mich anstrengen und Ihr auch. Sie sind ja so leichtfüssig, haben keine Schuhe nötig und keine Sockenhalter für die Strümpfe, auch keine Gamaschen wie ich, mit denen ich meine Unterschenkel umwickelt habe, damit ich besser laufen kann auf solchen Märschen. Im nächsten Dorf singen einige kleine Mädchen als wir vorbeigehen: „O, hamoe poronan, lehon hamoe katjang“ = O, ihr Marktgänger, gebt uns doch Erdnüsse! Sie schwiegen still, als einer ihnen zurief, ob sie sich nicht schämten zu betteln.

Noch ein klein Stück und wir kommen an den Abstieg nach dem Aek Sibundung. Das geht aber hinunter in die Tiefe! Die Jugend wollte an mir vorbeirennen, ich liess es aber nicht zu und lief ihnen voran. War das ein Vergnügen für sie! Mit lautem Hallo sprangen wir bis unten an den Fluss. Vorsicht jetzt! Hier liegt nur ein langer Baumstamm über dem Flussbett, von Fels zu Fels und unten zischt und schäumt das Wasser vor lauter Eile, kann nicht schnell genug vorwärts kommen. Wehe, wer nicht schwindelfrei ist, der darf nicht wagen, den Steg zu betreten. Links und rechts sind dünne Rohrseile gespannt, die kann man in die Hand nehmen, aber sie geben keinen Halt, sie helfen einem nur im Gleichgewicht zu bleiben. Da möchte man gern etwas von der Affensicherheit im Klettern haben. Meine Begleiter haben sie, Ihr noch nicht, denn für solche Übungen fehlen euch daheim die Gelegenheiten.

Weiter geht's, immer vorwärts dem Glücksdorf zu. Ungefähr 300 Meter vor uns marschieren noch eine Linie Marktgänger, alles Frauen und junge Mädchen. Sie wollen nicht eingeholt werden und benutzen jede Wegecke, die sie unsern Blicken verbirgt, zum Marsch-marsch! Wenn man doch auch so laufen könnte wie diese Menschen und dabei haben sie vielfach noch einen leeren Korb auf dem Kopf, in dem sie Weihrauchharz zum Markte brachten. Einige holten wir noch ein, die andern liessen wir ruhig eilen, sagten ihnen nur, sie möchten in Glücksdorf bekannt machen, dass wir heute Abend Kirche hätten.

An einem Seitenfluss vom Aek Sibundung, Aek Pinang geheissen, ruhen wir ein wenig und geniessen den wunderbar schönen Wasserfall direkt unterhalb des Übergangs. Auch hier nur zwei Rundhölzer nebeneinander in Unterschenkel-dicke, das ist die Brücke! Bei jedem starken Regen ist der Steg weg und die Menschen müssen warten bis sich das Wasser etwas verlaufen hat, dann können sie sich wieder einen neuen Übergang herstellen.

Wir müssen uns beeilen. Hier und dort hört man schon die Grillen im Gebüsch die Sechsuhrzeit zirpen. Und dann kommt die Nacht sehr schnell und für uns ist es nicht angenehm, auf solchem Pfad zu gehen, wenn wir nichts mehr sehen von dem Weg. Noch müssen wir einen steilen Hang hinauf. Da steht, wie abge-sägt, ein sehr hoher Felsen links von uns auf dessen Platte die Heinzelmänn-chen ihre Zusammenkünfte abhalten beim Glücksspiel, wie uns die Menschen wiederholt erzählt haben. Und da schaut auch immer noch der gelbe Fleck aus einem der Felsen in mittlerer Höhe, das soll Gold sein, sagen sie, aber wir glauben es ihnen nicht.

Beim Einbrechen der Dunkelheit sind wir an der Schule. Der Lehrer war auch in Pormonangan und hat uns auf dem Weg nach hier begleitet. Seine Frau bringt gleich Tee in die Schule, denn hier haben wir unser Lager aufgeschlagen für die Nacht. Wie durstig wir sind! Schnell noch zum Badeplatz, sonst können

wir nicht gut schlafen in der Nacht nach dem anstrengenden Marsch. Mit der elektrischen Taschenlampe suchen wir den Wasserstrahl, der sehr erfrischend wirkt. Da fühlt man sich gleich wieder gestärkt. Ein Butterbrot wird gegessen und dazu Tee getrunken, auch ein Entenei hat die Lehrersfrau noch gekocht für uns. Doch bei diesem Ausgetrocknetsein des Körpers verlangt der Magen keine festen Speisen. Und gleich müssen wir in die Kirche, die Leute kommen schon, mit Holzfackeln kommen sie angezogen, gespensterhaft sieht es aus in dieser Nacht.

In der Kirche hörten sie die Botschaft von dem Erretter der Welt. Auch ihr Glücksdorf besitzt kein Glück ohne diesen Heiland. Wie sie lauschen, einige sitzen da mit offnem Mund. Das darf einem nicht stören. Auch an den Gesang darf man keine hohen Anforderungen stellen. Das ist alles nicht die Hauptsache. Wie findet man den Weg zu ihren Herzen, wie kann man ihrem Verständnis entsprechend reden, ihnen Jesus nahe bringen. Draussen wölbt sich ein klarer Sternenhimmel über unserm Talkessel, der rings von Bergen eingeschlossen ist. Und welche! Riesen sind es. Dann und wann hört man ein Reh schreien in den Waldungen der Bergesabhänge. Vielleicht ist ihm ein Panther auf der Spur. Die Tiger haben sich in den letzten Jahren wenig sehen lassen, aber der Panther hat dem Lehrer schon 6 Katzen weggeholt. Die scheint er gern zu haben! Die armen Katzen, sonst leben sie vom Fang und hier werden sie gefangen!

Die Nacht verbringen wir in der Hängematte, aber erst gegen 12 Uhr verlassen uns die letzten Menschen. Der Lehrer fragt, ob ich die Türe nicht abschliessen wolle von innen. Ich sage ihm, das sei nicht nötig, denn ich würde schon wach werden, wenn mich jemand wegtragen wollte!

Am andern Morgen trinken wir wieder unsern Tee und essen wieder Butterbrot, Reis haben wir noch nicht nötig solange das Butterbrot ausreicht.

Da kommt noch einer angelaufen, Huasi heisst er und verlangt ganz entschieden, dass ich ihn im vierten Monat dieses Jahres taufen möchte. Ein merkwürdiger Mensch. Schlau scheint er zu sein, aber er meint solches auch von mir, wie er in einer Bemerkung an seinen Genossen diesem versichert, was mir nicht entging. Die Leute haben ihm einen andern Namen gegeben, weil er geschickt ist in allerhand Künsten, haben sie ihm den Namen Pandukduk gegeben. Auf diesen Namen hört er. Und warum will er getauft werden? Das musste ich doch wissen, daher musste ich mich erst länger mit ihm unterhalten. Weil er genug hat den Geistern zu opfern. Alles was die Geister durch die Medien von ihm verlangten, hätte er getan, aber dennoch wolle die Krankheit nicht aus seinem Hause weichen. Also nur um die Krankheiten los zu sein? Das kann ich ihm nicht garantieren. Jesus bringt zuerst die Heilung des Herzens von der Sünde. Aber auch nur dem, der wirklich an ihn glaubt. Daher muss Pandukduk erst mal gründlich lernen, vielleicht sagt dir gar nicht zu, was Jesus von dir verlangt, mein Freund, und dann machst du ihm nur Schande. Also erst wägen und dann wagen. Anders tue ich es nicht. Wir sprechen uns wieder, wenn ich wiederkomme, fange erst mal an zu lernen. So nehmen wir Abschied.

Auf dem Rückweg besuchen wir noch ein krankes Kind in Grossdorf. Die junge Mutter hält es in Arm und sieht traurig drin. Es ist ihr drittes Töchterlein, scheint Lungenentzündung zu haben und die Krisis scheint vorüber zu sein. Wir beten noch zusammen. Möge den Eltern das Kindchen erhalten bleiben.

In Siopong suchen wir den alten Radja Panahar noch auf. Ein ganz alter Knabe ist er, Urgrossvater. Sein jüngster Sohn zählt 14 Jahre und sein ältester Urenkel 9! So etwas findet man auch in Deutschland nicht. Der alte Herr hat sich einen Knoten in seinen Bart gemacht, sonst säh er unordentlich aus, meint er. Wir sprachen schon früher miteinander und dass er mich mit „Du“ anredet, müsst Ihr ihm nicht übel deuten. Er ist noch einer vom alten Schlag. Soweit

sein Bekanntenkreis geht - das sind 5 bis 6 Stunden im Umkreis, ist keiner mehr am Leben mit gleichem Alter. Einen steifen Hut und eine kleine Sitzmatte hat er ganz früher einmal erhalten von einem Beamten in Baroes und die Dinge verwahrt er als ein Heiligtum! Ich durfte mich sogar auf die Matte setzen, die er mir in einen alten Stuhl gelegt hatte. Der Stuhl war auch ein antikes Stück Möbel und müsste eigentlich ins Museum nach Barmen. Von Rohr hatten sie ihn hergestellt, nach eigenem Können in früherer Zeit und das früher schöne weisse Rohr war jetzt schwarz. So sassen wir uns gegenüber, ein Stück alte und neue Welt. Und ich wollte mit dem Alten reden über Sünde und Erlösung, wie ich das schon früher getan hatte. Aber als ich mitten drin war und meinte, er verstünde etwas davon, da unterbrach er mich und sagte: „Gib's auf, mein Gedächtnis kann das nicht mehr erfassen, ich bin zu alt, sag's dem jungen Volk, das versteht das besser“. Da war meine Weisheit wieder zu Ende. Was würde wohl ein gelehrter Theologe, ein Professor der Theologie, mit einem solchen Menschen anfangen, dachte ich bei mir selber, um ihm das Verständnis zu erwecken für seine Erlösungsnotwendigkeit. Ich sagte ihm, dass ich schon gestern bei unserm Durchzug durch sein Dorf nach ihm ausgeschaut hätte, aber er wäre nicht zuhause gewesen. Da sagte er mir, er sei draussen auf der grossen Weide gewesen und habe nach seinen Büffelkühen gesucht. „Wieviel besitzt du davon“, fragte ich und er antwortete: „Zwei“. „Aber eben hast du mir doch gesagt, dass du nichts mehr behalten könntest, ich möchte mir doch keine weitere Mühe geben und doch weißt du heute noch, dass du gestern 2 Büffelkühe gesucht hast! So brauchst du auch nur an zwei zu denken, an Jesus und an dich selber. Jesus will dich haben und du brauchst ihn, um selig werden zu können. Das kannst du doch noch behalten!“ Ach, wie schwer ist es doch, solch altem Heidenherzen nahe zu kommen. Wir schieden als gute Freunde mit beiderseitigen Glückwünschen, wie das die Sitte erfordert und wie wir das schon mehr getan hatten. Vorher brachte uns noch eine Frau etliche Bananen für die Weiterreise, wofür wir ihr dankten.

Meine Begleiter machten mich aufmerksam auf den grollenden Donner in der Ferne und mahnten zum Aufbruch. Heute war der Weg nach oben nicht so fein wie gestern nach unten. Was mussten wir schwitzen! Und als wir oben waren, zählte ich mal meinen Puls: 150 in der Minute! Da setzte auch schon der kalte Regen ein und kühlte den Körper ab! Durchnässt kamen wir in Pormonangan an. Der Regen liess nicht nach, den ganzen Nachmittag. Wir wollten doch andern tags nach einem Filial laufen, das ganz am Ende aller Kultur im Urwald liegt und wohin der Weg viel schwieriger ist als nach dem Glücksdorf! Nein, das war nicht möglich, wenn es die Nacht wieder regnete. Und es regnete feste. Also wieder heimkehren für diesmal.

Der Junge machte die Schneeketten um die Autoräder, damit wir nicht in die Tiefe abrutschten bei dem klebrigen Weg an den Abhängen vorbei. Aber unterwegs müssen wir noch den Ephraim besuchen, der Junge liegt ja wieder im Block, weil seine Krankheit sich wieder eingestellt hat. Oh, welch ein Jammerbild! Ich hab Euch schon früher mal von diesem Jungen geschrieben. Der war Hirte und hatte mit seinen Genossen, lauter Kinder, ein heidnisches Fest der Alten nachgeahmt: Ein Büfffelkälbchen angebunden an den Opferpfahl, es umtanzt mit dem nötigen Hokusfokus dabei und nach einigen Tagen wurde Ephraim verrückt. Damals war er zwölf Jahre alt. In Zwischenpausen wiederholt sich die Sache. Dann können sie ihn nicht mehr bändigen, er schlägt alles entzwei und könne dann laufen so schnell wie ein Auto fährt! Ich habe mir angesehen, was er mit der Faust zerschlagen hat. Was muss der Kerl eine Kraft haben, wenn er geistesgestört ist! Na, und die Muskeln hat er auch danach. Kein Wunder, dass sie dann alle bange sind vor ihm und in die Häuser flüchten. Dann ruft er: „Heraus mit euch, damit ich euch abschlachte!“ Ephraim ist jetzt an 20 Jahre alt. Seit drei Wochen liegt er wieder im Block mit einem Fuss. Ein Jammerbild! Aber er ist wieder normal und bittet mich, ihn zu befreien. Ich tue es, aber er muss mir versprechen, mir zu sagen, wenn er fühlt, dass der geistesgestörte Zustand eintreten will. Das will er tun, nur

soll ich ihn befreien aus dieser Falle. Das war nicht so einfach, denn der Block war sehr stark und kunstgerecht gefertigt, auch wieder ein Stück für's Museum, wenn das Ding nur nicht so entsetzlich schwer gewesen wäre. Man hätte einen Ochsen hineinlegen können und er hätte nicht hinweggekonnt! Das kleine bissige Viehzeug krabbelte ihm am Körper herum! Armer Kerl! Ist das auch Menschenlos? Aber wie sollen sich die Menschen anders helfen? Nachdem er frei war, musste er zum Wasserstrahl humpeln, Seife stellten wir ihm. Dann wurde er frisiert auf der Dorfstrasse. Wie die Kerle das nur fertig bringen ohne Seife, mit einem gewöhnlichen Messer! Der Friseur war handig, hat ihn nicht einmal geschnitten! Und dann in seine besten Kleider gesteckt und mit mir zum Auto. Da bekam er was zum Rauchen, denn Ephraim raucht gern. Und niemand wusste, dass er eine Stunde zuvor noch so elend dabei war! Ob wir ihm helfen können? Ich weiss es noch nicht. Was ist es mit seiner Krankheit? Oh, dass man ihn doch zu Jesus bringen könnte, wie sie damals taten, als der Herr auf Erden wandelte, damit er gesund würde und frei.

Nun muss ich aber aufhören für heute. Viele herzliche Grüße!

Ich bin Euer Euch liebender Vater.

Brief Nr.4

Boetar, den 25. September 1933

Ihr lieben Kinder Karl, Elfriede, Hanna, Martha und Willi !

Von unserer Reise nach Baroes will ich Euch erzählen. Ihr wisst, dass wir schon lange die Reise geplant hatten, aber immer wieder etwas dazwischen kam. Auch diesmal wäre beinahe nichts daraus geworden, weil Wilh. Kaiser einen kranken Fuss hatte und darum in Behandlung in Taroetoeng war. Er schrieb uns aber, dass er am 13. September nach Baroes zurückkehren würde und wir möchten doch am Ende der Woche kommen. Da haben wir uns nicht mehr länger besonnen und sind am 15. aufgebrochen von hier.

Wir fuhren erst nach Siborongborong, weil die Mutter dort noch Stoff für eine Jacke für die alte Panditafrau Sophie mitnehmen wollte und ich nahm die Post mit für Europa. Ich vergass aber die Briefe abzugeben und meine Vergesslichkeit kam mir erst zum Bewusstsein, als wir schon einen Kilometer von Siborongborong wegwaren. Auch Mutter und Hilde hatten nicht an die Briefe gedacht. Wenn ich nicht zurückgefahren wäre, hättet Ihr keine Briefe bekommen, denn an diesem Tag war der letzte Termin für den Abgang der Europapost. Also zurück! Ein ganzes Stück Wegs fuhr ich rückwärts bis eine Stelle da war, an der ich „drehen“ konnte. Und dann zur Post und wieder zurück, denn von Siborongborong bis Baroes sind's 105 Kilometer, plus 6 von Boetar bis Siborongborong: 111 Kilometer! Auf guter Autostrasse ist das nicht viel, aber auf einem Weg wie der nach Baroes von hier oben, ist das doch schon allershand. Aber es war trocken und daher wohl anzunehmen, dass der Weg einigermaßen in Ordnung war.

In Siborongborong lieh ich mir noch ein gutes Gewehr von Demang Karl und 10 Patronen dazu, damit wir bewaffnet waren, falls wir Bekanntschaft mit einem wilden Tier unterwegs hätten machen müssen. So ganz „stickum“ hatte ich das

Gewehr in das Auto getan und die Mutter wunderte sich auf einmal unterwegs, dass ein Gewehr im Auto war! Ja, man kann nie wissen, ob man so ein Ding nötig hat auf so einer Reise.

Hatte doch der Tiger in Boven-Baroes wieder drei Menschen getötet, einen alten Mann, der von seiner Arbeit auf dem Reisfeld nebenan in's Gebüsch gegangen war, hatte er sich geholt. Als die Menschen ihn vermissten und nach ihm suchten, fanden sie nur noch zwei Beine und etwas vom Leib. Das übrige hatte der Tiger verzehrt. Und etliche Wochen darauf - gerade in der Zeit als Wilhelm Kaiser krank in Taroetoeng war - hatte der böse Tiger wieder zwei Buben getötet. Das war so: der eine Junge war Hirte, horbo's (Büffel) hatte er zu hüten. Es waren gerade Schulferien und daher war eines Tages noch ein Schuljunge mit ihm gegangen zum Hüten. Als es Abend werden wollte, kamen die Tiere nicht zurück aus dem Gebüsch. Sie stiegen in das nahe Tal hinunter, um zu sehen, wo die Büffel blieben und sahen unten die Spur eines Tigers, der hinter den Büffeln hergewesen war. Da eilten sie schnell nach oben, um nachhause zu laufen, aber noch hatten sie den Weg nicht erreicht, da stand da der Tiger und schlug sie beide nieder. Als die Buben nicht nachhause kamen, gingen die Leute auf die Suche und fanden sie tot, ja schon hatte der böse Tiger beide angefressen. Da war grosses Wehklagen unter den Menschen. Sie gingen auf die Suche, nahmen auch einen Hund mit, aber auch den packte der Tiger und biss ihn tot. Da haben sie noch schnell die Tigerklemme geholt und neben die beiden toten Buben gelegt, damit der Tiger, wenn er in der Nacht käme, gefangen würde. Und er kam und trat in die Falle und konnte nicht mehr los. Andern tags sahen die Männer und merkten, dass der Tiger in der Falle festsass. Sie konnten es aber nicht gut sehen, weil soviel Gestrüpp vorhanden war, daher haben sie mit ihren Buschmessern erst einen kleinen Weg gehauen und siehe da, als sie bald bei dem Tiger waren, sahen sie, dass es zwei Tiger waren, einer war in der Klemme und der andere stand dabei. Der letzte hat dann Reissaus genommen. Dann sind die Männer wütend auf den gefangenen Tiger losgegangen und haben ihn getötet. Und der Onkel des einen Buben hat

ihm sofort die Brust geöffnet und die Leber des Tieres herausgeholt und sie so roh vor den andern Leuten aufgeessen, solche Wut hatte er auf den Tiger! Dies ist passiert in Poesoek, wo der Tiger einmal in einem Jahre 13 Menschen getötet hatte.

Deswegen nahm ich ein *Gewehr* mit, denn mit solchen Biestern lässt sich auf gütlichem Wege nichts erreichen, denen muss man eine blaue Bohne in die Brust jagen!

Als wir in die *Gegend* von Lintongnihoeta kamen, standen unsere beiden Nachbarsleutchen auf dem Weg, streckten die Hände in die Höhe als sie uns ankommen sahen, damit wir anhielten, denn sie hatten schon lange auf ein Auto gewartet und es wollte keins kommen, um den Toean mitzunehmen nach Doloksanggoel, wo er mit dem Toean Präses Quentweier allerhand zu besprechen hatte. Wir luden ihn ein in unsere Karre und die Tante kutscherte mit ihrem alten Klepper von Gaul wieder nach ihrem Hause. Die Mutter hatte das Steuer in den Händen, sie war schon von Siborongborong aus in dieser Funktion tätig, damit es für mich nicht zuviel würde. Bis Doloksanggoel sollte sie steuern, dann sollte die Hilde sie ablösen und wenn die Wege schwieriger würden, sollte ich wieder alles in Händen haben.

In Doloksanggoel tranken wie ein Tässchen Kaffe und assen ein Butterbrot. Dann kam auch noch der Toean Dr. Dannert um Poliklinik zu halten am Hilfskrankenhaus und von ihm hörten wir, dass ihr neues Hospitalauto einige Tage vorher einen Zusammenstoss gehabt hätte in Toba mit einem Frachtauto und schändlich zugerichtet sei. Auf einer Brücke hatten sich die beiden Autos begrüsst!! Das geht niemals gut, wenn die Brücke nicht breit genug ist, dass man passieren kann! Wir fuhren also weiter, unserm Ziel entgegen, die Hilde am Steuer, natürlich regelte ich die Gaszufuhr. Denn soweit sind meine beiden „Gehilfen“ noch nicht, dass ich ihnen solches auch überlassen kann. Aber als

wir die Höhe erklommen hatten und die Wege anfangen sich zu krümmen, da musste ich doch wieder das Steuer in die Hand nehmen. Ich habe es dann auch nicht mehr losgelassen auf der Reise.

Unterwegs wurde Hilde unterrichtet von den früheren Fahrten per Bendy (Wägelchen) nach Baroes und herauf, wenn wir mal die Kühle aufsuchten. Ihr habt ja alle diesen Weg des öfteren gemacht, am meisten der Karl, der im Alter von 7 Wochen die damals noch sehr beschwerliche Reise machen musste. Ach, wenn ich Euch doch alle im Auto gehabt hätte auf der Fahrt, was wäre das eine Freude gewesen! Aber als ich zu rechnen anfang, merkte ich, dass der Wagen ja zu klein gewesen wäre für uns alle.

Der Goldberg Dolok Pinapan zeigte sich in seiner vollen Grösse und wir konnten Hilde in der Ferne den Ort zeigen, wo unsere drei Aeltesten damals in der Höhenluft ihren Stickhusten verloren hatten.

Bei mir kommen dann die Bilder von früheren Jahren wieder in die Erinnerung, als ich zwischen den einzelnen Landschaften über Berg und Hügel und durch die Täler die einzelnen Filiale aufsuchte!

In Batoesandiri haben wir etwas gerastet, weil es „einigen“ ergehen wollte nach der Melodie: Ich hab mich ergeben, verursacht durch die vielen Schlängerungen des Weges!

In Pakkst, einige Kilometer vor Tukka, machten wir Rast beim Assistent Demang Kornelius, den ich früher als Schreiber auf meinem Kontor hatte und der mir seine Anhänglichkeit bewahrt hat. Es war in der Familie acht Tage vorher das zehnte Kind angekommen. Wir assen mal wieder feine Pisang und löschten auch unsern Durst im Hause von Kornelius.

Auch in Tukka machten wir Rast, denn Hilde wollte sich den Ort nochmals ansehen, den sie noch in Erinnerung hatte und der in ihrer Phantasie beim Lesen von Dornröschen und dergleichen Sachen eine Rolle spielte während ihrer Kinderjahre in Deutschland. Den Badeort fand sie wirklich wieder und ich zeigte ihr noch den Platz an dem ich zweimal den Tiger in der Falle hatte,

der sich aber immer wieder befreit hatte bis zum Morgen, weil mich die Mutter damals nicht nach draussen lies in der Nacht, um ihn zu schiessen. Sonst ist aber nichts zu sehen von der früheren Schönheit von Tukka, ich meine von den Anlagen auf der Station, nur ein einziger Kokosnussbaum ist noch ein Zeuge alten Datums aus der Zeit von Toean Becker. Jetzt wohnt ein Pandita Batak in dem grossen Haus und weil die weissen Ameisen der Meinung sind, dass das Haus viel zu gross sei für einen alten Batak mit seiner noch älteren mageren Frau, haben sie angefangen, das Haus anzufressen und sie werden es klein bekommen, wenn ihnen nicht mit gebieterischer Hand Einhalt geboten wird!

Gleich kamen Tukkaleute zur Begrüssung und mit ihrer Einladung zum Essen, das wir aber abschlugen, weil wir ja noch nach unten mussten und wir wollten auch nicht zu spät ankommen. Jedenfalls ist eine Fahrt bei Nacht nach unten keinem anzuempfehlen, auch ich würde es nicht wagen, obwohl mir noch fast jeder Baum am Wege im Urwald und jede Wegkrümmung bekannt ist.

Wie sehr Mutter und Hilde in der Angst sassen während der drei Kilometer nach unten an schmalem, steilem Weg an Felswänden vorbei, haben sie mir nachher erst bekannt.

Je mehr wir nach unten kamen, um so tropischer wurde die Landschaft, um so schwüler und treibhausähnlich auch die Luft. Das gehört aber nun einmal mit zu den Schönheiten und Lieblichkeiten von Baroes. Doch war es noch zum Aushalten. Ich habe es schon schlimmer mitgemacht in früheren Jahren. Auch Ihr alle habt dort auf dem Wege manchen Tropfen Schweiss verloren besonders Karl, weil er immer laufen musste, wenn wir zusammen nach Tukka reisten und das Pferd uns nicht den Berg hinaufziehen konnte.

Ich vermisste diesmal die Affengeschwader auf den Bäumen, die uns bei unsern früheren Fahrten mit dem Pferd und Wagen oft unterhielten durch ihre Kunststücke im Springen. Sie scheinen sich noch nicht mit den Autos abfinden zu können und meiden daher die Nähe des Weges.

Was habt Ihr früher oft Eure Freude gehabt an diesen Bewohnern der Urwaldbäume! Karl fragte mich einmal, als er so den Affen zuschaute: „Papa, warum können nur die Affen in die Bäume klettern und nicht auch die Pferde?“ Und als wir an die Hängebrücke bei Hoesor kamen, fiel mir Karls Frage ein, die er mir einmal an der Brücke stellte: „Papa, warum fließt das Wasser immer nach unten, warum nicht auch mal nach oben?“ Heute könnt Ihr alle mal darüber nachdenken, was da die Antwort sein müsste. Aber nicht nur Karl, auch Ihr andern habt mir dergleichen Verlegenheiten besorgt, aber die von Karl sind mir noch am besten in der Erinnerung.

Genau weiss ich nicht mehr die Stunde unserer Ankunft in unserm alten Wohnhaus, wir hielten noch an unterwegs, um eine kranke Frau zu besuchen, die aber wieder soweit hergestellt war, dass sie nach ihrem Reisfeld sehen konnte. Kaisers waren sichtlich erfreut als sie uns sahen und auch wir freuten uns, mal wieder die Stätte zu sehen, die so viele Erinnerungen für uns und unsere Kinder in sich birgt. Martha war zwar damals, als wir von Baroes weggingen noch zu klein, um Eindrücke in sich aufnehmen zu können, Willi ist ja nicht mehr dort geboren, aber beide sind 1926 noch einmal mit der Mutter für 3 Wochen dort gewesen. Aber Ihr andern, besonders Karl und Hilde haben ihre Jugend- und erste Lebenserinnerungen mit dieser Stätte verknüpft. Hilde fand die Bäume viel grösser als sie früher waren, was nicht zu verwundern ist, denn inzwischen waren 12 Jahre ins Land gegangen und der Wald von Kokosnussbäumen viel höher geworden als damals.

Hat die mal wieder junge Nüsse gegessen! Sie konnte nicht genug davon bekommen. Für uns Eltern ist es immer ein eigentümliches Gefühl, was ins Herz einschleicht, weil unwillkürlich die Gedanken zurückgehen in die früheren Jahre, wo unsere Kinder lebensfroh und wohlgenut uns hier umgaben, und jetzt sind sie uns alle, bis auf die eine, die bei uns war, entwischt! Die Mutter machte mich noch aufmerksam auf Spuren von Karl, die an dem Brett an der Wand neben dem Bett im Gästezimmer waren! Da hat er gelegen vor X Jahren,

als er krank war an Rheumatismus, hatte einen Haufen von Bundstiften zum Spielen, die er als Soldaten anmarschieren liess und mit denen er das eine Brett neben dem Bett mit allerhand Strichen, krumme und gerade, verziert hatte. Sie waren wohl überwischt, aber dem Kundigen wurde die Keilschrift doch lebendig und er las Kindheitsgeschichten aus glücklichen Zeiten. Auch die Drahteinzäunung unter der Jungensstube, wo die Manilla-Enten ihren Schlafplatz hatten, wohin Karl jeden Morgen seine Entdeckungsreisen nach frischen Eiern machte, war noch vorhanden.

Der schöne Kokosnussbaum, vor dem Karl gestanden als ich sein Passbild für seine Europareise machte, hatte man leider umgeschlagen. Es war einer von den Bäumen, deren Frucht ich von der Insel Nias hatte kommen lassen.

Wilhelm Kaiser hat manch schöne Klapper (Kokosnussbaum) umgehauen, weil er mehr Luft schaffen wollte. Ich hab ihm gesagt, wenn er selber die Bäume gepflanzt hätte, würde er sich erst 10mal besonnen haben, ehe er einen Baum umgehauen hätte.

Und die andern Fruchtbäume erst, die Ramboetan und die Lansat, wie gross sind sie geworden! Auch die Djamboebäume sind sehr hoch geworden. Ja, der eine pflanzt und der andere erntet! So geht es auch in Baroes.

Aber nicht allein mit den angepflanzten Fruchtbäumen geht es so, auch mit dem Kommen der Leute zum Christentum ist dies der Fall. Die Kirchgänger am Sonntag unsers Dortseins waren in grosser Zahl vertreten. Alle freuten sich, ihren alten Toean und die Njonja wiederzusehen und die Hilde haben sie angestaunt, weil sie so gross geworden sei und dass sie kein bataksch mehr mit ihnen reden konnte wie früher, wollte ihnen nicht in den Kopf, weil Hilde doch früher die Sprache konnte! Viele haben nach Karl gefragt, der ihnen noch am meisten in der Erinnerung ist.

Der Agong gab uns einen Pisangtross und einen fetten Hahn, eigentlich für Hilde, die er früher auf dem Rücken getragen habe.

Kaisers haben wieder angefangen Pisangs anzupflanzen und in einem Jahr werden sie auch die schönen, leckeren Pisangs haben wie wir damals. Auch einen neuen Pferdestall hat er gebaut, mit Drahtgeflecht rundum als Wand, damit die Pferde nicht so sehr zu schwitzen brauchen, aber er wird sich noch wundern, wie seine Pferde nächstens den Draht kaputt schlagen, wenn der Tiger ihnen ein Besuch macht und sich diesen Musterpferdestall ansieht! Er war lange nicht auf der Station, aber der Kerl kommt wieder, auch wenn er jahrelang wegbleibt. Die ganze Station ist jetzt mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, damit die Schweine nicht hinein können. Zu unserer Zeit waren noch nicht viele Schweine vorhanden, am Anfang überhaupt keine aus Furcht vor den Mohammedanern.

Nach dem Gottesdienst am Sonntag hatte ich noch eine Versammlung mit den Männern. Dann aßen wir und nachher ging's zu Ross nach Boekit, wo vor 14 Tagen die ersten Heiden aus der mohammedanischen Umgebung getauft waren. Aber das Pferd wollte mich herunterwerfen und als ich es bändigen wollte, zerriss der Zaumriemen an der rechten Seite. Ich hielt das sich aufbäumende Tier nach der Hausecke, damit es sich den Schädel anstossen sollte und nicht sein Wohlgefallen mit mir ausführte! Da hielt es inne, denn sein Schädel war ihm anscheinend auch lieb. So konnte ich abspringen ohne Gefahr. Da erst bemerkte ich, dass an dem Zaumzeug keine Kette war. Dann kann man natürlich kein wildes Pferd bändigen. Ich machte den Schaden wieder gut und brachte auch eine Kette an, aber von einem Strick, und so konnte ich wieder drauf und den Kerl bezwingen. Als er merkte, dass ich ihn in der Gewalt hatte, war er zahm wie ein Lamm. Aber beim Passieren eines Flüsschens blieb er im Wasser stehen und tat immer, als ob er mich einladen wollte, doch erst ein Bad zu nehmen! Schliesslich, als ihm auch dies nicht gelang, kletterte er die andere Seite hinauf auf den Weg. Auf dem Rückweg hat der Bengel aber mir doch eine versetzt, die war nicht übel. Beim Aufsteigen drehte er sich plötzlich um,

ging mit den Vorderbeinen in die Höhe und wischte mir die Nase dermassen von unten, dass mir beinahe hören und sehen verging! Ich gab den Zügel einem Manne und musste warten bis das Bluten aufhörte. Aber dann habe ich ihn wieder bestiegen und da musste er gehorchen. Meine Nase tat mir furchtbar weh und nahm an Rundung zu. Ich habe dann die ganze Nacht einen feuchten Lappen draufliegen gehabt und es wurde wieder besser. Heute noch bin ich die Schmerzen nicht ganz los.

In Boekit hatte ich viel Freude, weil ich sehen konnte, dass die Botschaft von Jesus endlich die Herzen erfasst hatte. Auch eine alte, runzelige, blinde Frau war unter den Erstgetauften, die aber sehr klug war und sehr gute Antworten geben konnte. Sie war die Mutter des einen Dorfhäuptlings (Ama Toga) und früher war sie die erste bei den heidnischen Festen. Auch diese Leutchen freuten sich, ihren alten Toean noch einmal begrüßen zu können, der sie früher schon immer eingeladen hatte, der Botschaft des Evangeliums Folge zu leisten. Nun, nach 22 Jahren, wurden die ersten von ihnen getauft.

Gegen Abend machten wir noch eine Fahrt im Auto nach dem Meeresstrand und hatten einen wunderbaren Sonnenuntergang. Hilde tummelte sich in ihrem Badeanzug in der Brandung, die aber zu stark war, um sich ins Meer zu wagen. An diesem Ort haben wir früher öfters gebadet und Ihr habt immer die Meeresspinnen im Sande verscheucht.

All die alten Erinnerungen treten nach vorne, wenn man an solchen Plätzen wieder weilt nach Jahren.

Montags brachen wir wieder auf, aber nicht über's Gebirge, sondern über Sibolga. Bei Poelo Pane rasteten wir etliche Stunden und dort haben wir drei dann mal wieder ein Strandbad genommen! War das fein! Aber die Haut hatten wir uns verbrannt, dass es nicht mehr schön war! Wir hatten uns nach dem Baden nicht abgespült mit Süßwasser, weil es nicht in der Nähe zu haben war.

Das war ein Fehler, dafür haben wir in den darauffolgenden Tagen Glührücken gehabt!

Poelo Pane ist eine Landzunge, mit Kokosnussbäumen bewachsen, Karl, Hilde und Elfriede waren früher mit uns an diesem „Badeplatz“, der einen wunderbar schönen Strand hat. Bei der Landzunge kommt eine neue Koralleninsel aus dem Meer und es lockte meine Neugierde, eine Untersuchungsreise dorthin zu machen, denn ich sah grosse Vögel hin- und herfliegen und dachte, sie hätten ihre Nester zwischen den Korallen. Für die Füsse war es nicht angenehm, daher nahm ich den Rückweg durch's Wasser, in der Richtung von Mutter und Hilde, die mich bei dem Wellengang manchmal nicht mehr sehen konnten! Aber ich kam an. Das Meer hat doch immer wieder etwas Anziehendes für den Menschen. Nach dem Baden assen wir Pissang und tranken junge Kokosnüsse, die wir von der Station mitgenommen hatten. Auch Hühnereier hatte die Erika uns reichlich mitgegeben.

Die Weiterfahrt nach Sorham führte uns stets am Meeresstrand entlang. Eigentlich müsstet Ihr das alles noch wissen, denn mit Ausnahme von Willi, seid Ihr alle schon diese Strasse gezogen. In Sorham wurde unser Auto auf eine Fähre gesetzt und hinübergebracht an die andere Seite.

Bald waren wir in Hurlang, wo eine grosse neue Brücke aus Eisen erbaut worden ist. Was ein gemütliches Reisen gegenüber der früheren Zeit, als ich meinen Wagen auf einen kleinen Einbaum setzte, mit den Rädern im Wasser und das Pferd nebenher schwamm! Von der Brücke habe ich einige Aufnahmen gemacht. Wenn sie gut geworden sind, bekommt ihr noch Abzüge davon. Gegen 3 Uhr waren wir in Sibolga. Im Hause von den lieben Jäcklers fanden wir Unterkunft. Ich hatte ihnen zwei Tage vorher von Baroes aus per Telefon Nachricht zukommen lassen.

Dienstag morgen brach ich wieder auf nach Padang Sidempoean, wo wir kürzlich eine holländische Schule errichtet haben, nach der ich mal sehen musste. Es war sehr warm in Padang Sidempoean. Der Weg von Sibolga bis

Padang Sidempoean ist 89 Kilometer lang. Ich fuhr mit einem Lastwagen, für einen Gulden. Auf dem Rückweg machte ich noch einen Besuch bei einem Arzt, den ich von Balige aus kannte, Dr. Thoden van Velzen, den Hilde und Elfriede auch noch kennen müssen von Balige. Auch traf ich dort die Rahel, die mit dem Enos verheiratet ist. Beide waren früher in Baroes. Die Rahel hat früher Karl „bewacht“, sie ist die Tochter von dem alten Pandita Benjamin in Baroes. Auch sie hatten Freude, dass wir uns wieder sahen. Abends war ich wieder in Sibolga.

Wir konnten am andern Tage noch nicht zurückfahren nach Boetar, weil mein Auto noch nicht fertig war. Es müssten einige Reparaturen vorgenommen werden. Aber Donnerstag haben wir uns wieder auf den Heimweg gemacht. In Pearadja hatte ich noch zu tun und wir kamen erst abends nachhause. Der Waldi freute sich ungemein über unser Kommen. Seinen Genossen, Juppi, hatten wir wieder mitgenommen nach Sibolga zu Familie Schwarz, denen der Hund ja gehört.

Damit war unsere Reise zu Ende. Genau acht Tage waren wir weg und ich meinte, es sei viel länger gewesen. Wir konnten nicht länger wegbleiben, weil wir am Sonntag unser Schulfest der Mädchenschule feiern wollten. Dazu erschienen der Resident von Sibolga und der Assistent Resident mit ihren Damen. Der Resident ist mit einer Baroness verheiratet. Von dem Schulfest will ich aber nichts mehr schreiben, das kann Hilde oder die Mutter tun.

Ich habe wieder verschiedene Durchschläge gemacht von diesem Brief, damit wir gleich jedem von Euch einen Durchschlag schicken können. Damit seid Ihr gewiss einverstanden.

Heute kam die Europapost an. Nur von Karl ein Brief, von den Mädels war nichts dabei.

Gute Nacht! Liebe Kinder, seid alle herzlich und vielmals gegrüsst und geküsst von Euerm Euch alle liebenden Vater.

Brief Nr. 5

der Luise Haibach an ihren 12-jährigen Sohn Karl in Deutschland,
Pangururan 1922.

Mein lieber Karl:

Heute will ich Dir mal die Geschichte von dem Orang - Utan erzählen.

Orang heisst im Malayischen Mensch und Utan heisst Wald.

Also = Waldmensch.

Der Maler Schweers, der ja oft bei uns ist, war früher Administrator in einer Plantage an der Ostküste. Er hatte keine Familie, dafür aber allerlei Tiere, unter anderem einen Orang - Utan. Mit diesem lebte er wie mit einem Menschen. Der Affe ass mit ihm am Tisch mit Messer und Löffel und er war immer gekleidet. Er trug ein Mandar, weißt noch, wie die Inländer sie tragen, und eine weisse Jacke wie die Herren. Die Knöpfe daran machte er sich selber zu. Nachts schlief er in einem Ratangbett. Mandar und Decke, die er nachts brauchte, hat er jeden Morgen gewaschen. Er ging in die Küche zum boy, holte sich ein Stück Seife und ging zum Wasser, wo die Inländer ihre Kleider wuschen, und wusch seine Sachen. Dann legte er sie auf den Rasen, setzte sich dazu bis alles trocken war. Dann hat er alles gefaltet und in sein Bett gebracht.

Kam der „tuan“ nach Hause, begrüßte er ihn freundlich und gab ihm die Hand. War der „tuan“ schlechter Laune, wenn er nach Hause kam, dann setzte er sich still neben ihn auf einen Stuhl und machte ein trauriges Gesicht. Nach einer Weile ging er zu ihm, streichelte erst seinen Arm und wenn der „tuan“ ihn freundlich anguckte, legte er seinen Arm um seinen Hals.

Limonade trank er so gerne, am liebsten das Glas auf einmal leer. Das verbot ihm der „tuan“, weil das nicht anständig sei. Beobachtete er ihn aber hinter

der Zeitung, die er in der Hand hielt, dann sah er, wie er den Finger in das Glas steckte und denselben immer ableckte.

So, dies ist die Orang - Utan Geschichte.

Gefällt sie Dir?

Im Süden von Sumatra wohnen auch noch Waldmenschen, die heissen Kubus, das sollen die Ureinwohner von Sumatra sein. Das sind richtige Menschen, leben aber im Walde wie die Tiere. Ihre Toten hängen sie in die Bäume. Sie sind ganz menschenscheu. Neulich war der Kapitän von Tarutung bei uns, der hat schon welche von diesen Menschen gesehen. Sie sollen klein sein und ganz wild.

Jetzt habe ich Dir aber viel erzählt.

Sei herzlich gegrüsst und geküsst, mein Liebling, von Deiner Mutter.

Kapitel 6 Einige Auszüge aus dem Gästebuch in Sumatra

Barus, 26. Januar 1913

„ Bleibet lang die guten Freunde,
die mit Lieb und treuer Sorge
andere hegen, pflegen wollen
zur Eroberung neuer Kräfte.
Dankbar gehen dann ihre Gäste
Wie auch ich nach Hause wieder
In sich bergend die Erinnerung
jener schönen, hellen Tage.
Co. Gobée - Bosmann “

Niederländischer Zivil-Kontrolleur im Distrikt Barus

Barus, 1. -7. August 1914

„ „Das Reich muss uns durch bleiben!“
In diesem Glauben ist die Arbeit hier begonnen worden und der Herr
hat sich dazu bekannt, wie wir am 2. August mit Euerm Töchterlein
die 27 Erstlinge hier taufen konnten. In diesem Glauben soll sie auch
fröhlich weiter getan werden.
So scheide ich von hier mit guten Hoffnungen und mit herzlichstem
Dank für alle reich erwiesene Liebe und Gastfreundschaft.
Es wird in Haus und Arbeit weiter blühen.

R. Wegner
Miss. Insp. Der Rhein- Mission in Barmen “

Barus, 16. August 1915

„ Mit dankendem Herzen für die Pause in Barus
auf meiner Reise von Nias, Sibolga, Barus, wo ich nach 53 Jahren
zum ersten Mal wieder meinen Fuss niedersetzen durfte.
Der ewig treue Gott segne Eure Bemühungen hier zu Barus und
Umgebung verherrliche seinen Namen hier an Euch und durch Euch
an diesem Volke !
Mit dankbarem Herzen scheidet ich von hier und preise unsern
Herrn für seine Wunderwege.

Nommensen "

(Man nennt ihn den „ Apostel der Batak")

Barus, 19. August - 2. September 1915

„ Wie herrliche Stunden des Zusammenseins haben wir hier
verleben dürfen. Habt Dank für die viele Liebe, mit der Ihr
uns aufgenommen habt. Gerne kommen wir wieder,
Seid dem treuen Herrn befohlen, auch in Eurer Arbeit
Eure Geschwister Ydens "

Barus, 27. Juli - 4. August 1916

Vier Missionsfreunde kommen überraschend auf die Missionsstation

„ Schöne Tage im Leben der Menschen sind wie immer fröhlich drein-
schauende, freundliche Angesichter von lieben Menschenkindern, die
alles erheitern und erleuchten und man möchte sie nie entbehren im

seinem Leben. Zu solchen Leib und Seele erfrischenden Stunden gehören auch unsere Tage in Barus. Überraschend plötzlich zogen wir vier in Barus ein und wurden herzlich bewillkommt und gastfrei waren die lieben Geschwister. Unauslöschlich stehen die Unterhaltungen in den kühlen Abendstunden (oft bis 12 Uhr) in unseren Herzen geschrieben. Wir plauderten von Altem und Neuem von Krieg und Frieden. Wir machten Ausflüge nach Barus ans Meer, liessen unsere Gedanken nach der Heimat gehen, über's weite Weltenmeer, suchten Muscheln, besichtigten den Chinesen - Friedhof, machten eine unvergesslich interessante Bootsfahrt, plauderten über Licht- und Schattenseiten der Missionsarbeit, hörten mit Spannung den Jagdgeschichten zu, erlegten im Geiste Elefanten, Meerkühe, Krokodile, Tiger, Affen, Wildschweine, Fasane, Schlangen und anderes Urwaldgetier. Wir freuten uns über die unversiegbaren Quellen deutschen Humors, blieben in den rechten Schranken durch die freundlichen Ermahnungen unseres Seniors Tuan Strötters und bei alledem assen wir lustig die Speiseschränke der lieben Hausfrau leer, die uns von ganzem Herzen dies alles gönnte und unermüdlich für neue Zufuhr sorgte. Die Krone von allem wurde unsern schönen Tagen aufgesetzt am Sonntag den 30. Juli durch die Taufe der kleinen Elfriede Luise und durch die Geburtstagsfeier unserer lieben Gastgeberin. Gott vergelte Euch alles - Er segne Euch und Eure schwere Arbeit!

In Dankbarkeit Eure vier Gäste:
Lotz, Strötter,
Reitze und Steingräber "

Barus, 2. - 9. Februar

„ Zum ersten Male tagte die Lehrerkonferenz in Barus. Wir hoffen, dass der Lehrerrapport und die Spezialkonferenz etwas beigetragen haben zur Befestigung des Christentums und zur Stärkung unserer Mitarbeiter.

Der lieben Familie Haibach innig herzlicher Dank für alles Gebotene!

E. Becker “

Pangururan,

Sitz der niederländischen Kolonialverwaltung, liegt auf der Insel Samoir

Im Toba - See.

1921 zog Wilhelm Haibach als frischgebackener Zivil - Kontrolleur dort ein.

Die Ausbildung erhielt er von Daan von der Meulen und wurde bald wegen seiner ausgezeichneten Sprachkenntnisse sein Nachfolger im Distrikt Toba - See.

Das grosse Beamtenhaus lud viele Gäste ein zur Erholung und Ausspannung.

Pangururan, 2. - 28. Februar 1922

„ Das Kaiserreich von Samosir
es ist das schönste, glaubt es mir.
Das friedvollste weit und breit
in einer Welt voll Kampf und Streit.
Ein Himmel lacht ihm, ewig blau
als sei's sein Lieblingsland,
und Frühlingslüfte lind und lau
umsäuseln seinen Strand.
Es tauchen Sonn - und Mondenlicht

So still in seinen See;
und Sterngefunkel wunderbarlich
strahlt ihm aus Himmelshöh.
Und fragst Du nach dem Kaiserhaus,
dem stillen Schloss am Meer -
die Güte geht drin ein und aus
streut Sachen rings umher.
Und wer auch kommt und ruft darin
dem wird's um's Herz so weit
und spürt leis in seinem Sinn
ein Hauch der künftigen Zeit,
da Himmelslüfte ewiglich
uns wundersam umwehen,
und wir statt ird'schen Sonnenlicht
die ewige Sonne sehen.
Das Kaiserreich von Samosir
das hat's mir angetan.
Im Herzen stimm' ich für und für
Ihm Ruhmeslieder an.

Von Herzen Dank für alle Liebe, die wir vom 2. bis 28. Februar 1922
Tag für Tag so reichlich erfahren haben.
Der Herr segne Euch und Eure fröhlichen Kinderlein.

In warmer Dankbarkeit,
zwei Missionsschwestern "

Pangururan, 8. März - 3. April 1923

„ Dichten kann ich leider nicht, aber ich schreibe gerne in Prosa unsere
Dankbarkeit nieder für all Eure Herzlichkeit und Liebe schon damals

in unserer Zeit in Toba geschenkt und nun auch wieder so besonders hier in Eurem gastlichen Haus in Pangururan.

Wie haben wir mit den Kindern täglich genossen den fröhlichen herzlichen Klang die treue Fürsorge im Hause und die fröhliche sorglos spielende Jugend im Garten und den unvergesslichen Toba - See mit seinen Badefreuden. Die Spaziergänge mit den Kleinen zu dem Beo „Jakob“, tabe tuan und tabe Jakob und die Affenfamilie und die Freude um den Osterhasen.

Ach, es waren wohl vier Wochen, aber die flogen vorbei wie ein Gedanke und nun müssen wir diesen herrlichen Ort wieder verlassen.

Eure dankbaren Daniel, Mili, Daantje Pit,
Manti und Martin v. der Meulen "

Daan von der Meulen sen. Machte eine steile Karriere und wurde Botschafter am Hof von König Ibn Saud in Arabien. Er schrieb sechs Bücher.

Pangururan, 1923

Der niederländische Maler Kuno Schweers

„ Es singt der Wind am Tobameer
seltsamen sanft und wilden Sang.
Ich hörte Glocken: „Gott zur Ehr“
der wilden Heiden Trommelklang.
Die Wellen erzählten mir leise,
vom uralten Kriegsgebrauch,
von alter Batakweise,
von Erdbeben, Feuer und Rauch.

So fühlt ich ein magisches Leben
am herrlichen Tobameer.
Da versucht ich es wieder zu geben
im Bilde - dem Schöpfer zur Ehr.
Rastlose Welt - ein eilendes Leben,
nur ruhig im ewigen Sonnenglanz
wiegt sich mit leisem Beben,
der Wind im hohen Palmenkranz!

Dank - auch im Namen meiner Kunst - für herrliche Stunden!
Ihr Kuno Schweers "

Pangururan, 18. - 23. Januar 1924

„Das Herze froh, das Auge hell, so wandere fort, Du munterer Gesell.“
Ja froh und hell waren auch die Tage vom 18. - 23. Januar 1924, die
wir auf unserer Hochzeitsreise hier im wunderschönen Pangururan
verleben durften. Wenn wir sagen, sie werden uns unvergesslich sein,
so bedarf das keines Schwures. Wenn die Herzen so zusammen kling-
en, so bleibt für uns immer ein Nachklingen.

Für genossene Gastfreundschaft herzlichsten Dank,
Ihre
Chr. Und Gustel Koch "

Butar, 15. März 1930

„ Dass wir hier bleiben durften,
brachte neues Erleben alter Freundschaft
und sich wiederfinden in neuer Arbeitsgemeinschaft

H. Kraemer “

(später weltbekannter Professor der Missionstheologie)

Butar, 2. - 4. April 1935

„ Nach sehr langer Trennung sahen wir einander endlich wieder.
Wie weit waren unsere Wege durch das Leben auseinander ge-
gangen und wie gut und vertraut war sofort das Wiedersehen.
Die Erinnerungen an Jahre der engen Zusammenarbeit, Schulter
an Schulter des Zusammenlebens in wahrhafter Freundschaft
waren nicht verwischt.
Nur selten erlebten wir einen Tag so voll tiefen Genusses wie den 3.
April 1935, Freundschaft gewachsen in Zusammenarbeiten und -
kämpfen für eine gute Sache.
Denn das Ideal, das Ziel, wofür wir arbeiteten und noch arbeiten,
blieb.
Weiter gehen wir den schweren Weg, unsere Amanda und Teyn in
Belawan an Bord zu bringen und wir bergen tief in unserem Herzen
das so köstliche Gut der Christen Freundschaft.

Mili und Daan van der Meulen “

Kapitel 7 Wieder in der Heimat

Anfang des Jahres 1935 erkrankte Wilhelm Haibach an einer tropischen Anämie und der Arzt verordnete die Heimreise. Mit einem deutschen Frachtdampfer fuhren sie von Belawan nach Genua. Zwei Tage grüßten noch die Berge von Sumatra. Dann sahen sie von dem schönen Land, das sie so sehr liebten, in dem sie so glückliche Jahre verleben durften, nichts mehr.

Fast 30 Jahre waren Wilhelm und Luise Haibach in Sumatra.

Sechs Kinder wurden ihnen geboren, das schwerste Opfer war die Trennung von ihnen. Luise Haibach hatte sie Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt, aber mit zehn Jahren sollten sie in geordnete Schulverhältnisse nach Deutschland.

Wilhelm Haibach erholte sich in der Heimat bald und erhielt von der Nassauischen Kirchenleitung eine Pfarrstelle in Herborn und hat diese Arbeit bis kurz vor seinem Tode getan.

Den Feierabend wollten sie in Kaiserswerth, dem Ruheplatz der altgedienten Missionsfreunde verbringen, wo sie sich, nach ihrer Lebensarbeit auf einsamen Posten unter „den Heiden“ Asiens und Afrikas, noch einmal im Glauben zusammenfanden.

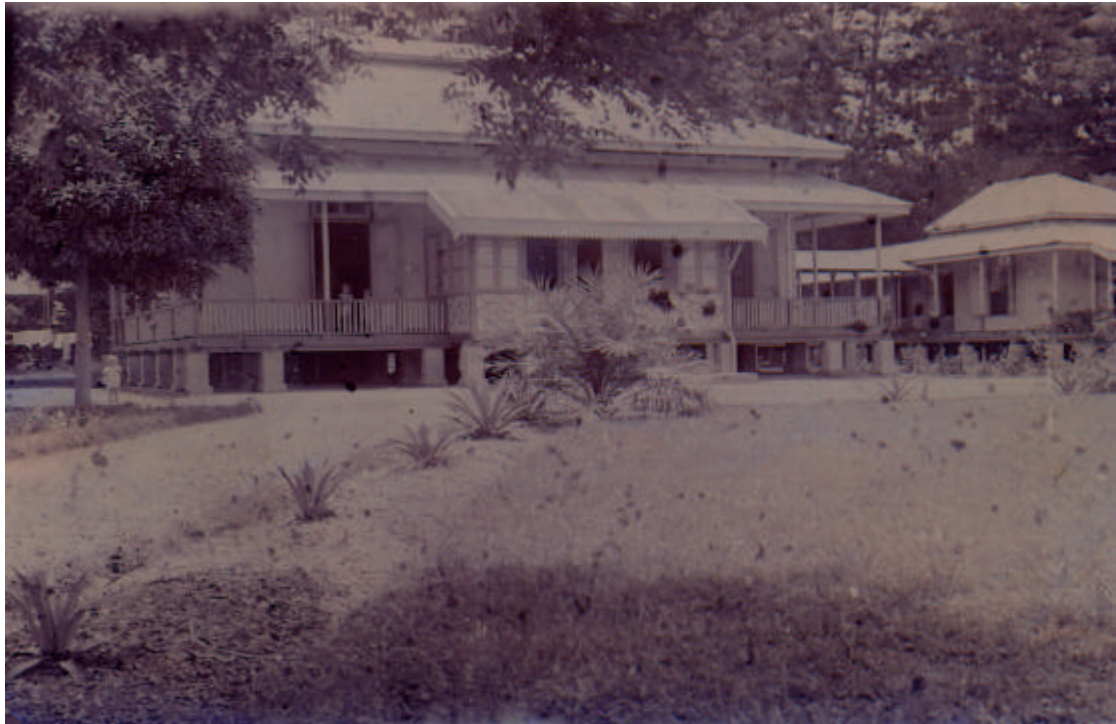
Leider starb Wilhelm Haibach schon nach wenigen Wochen.

Luise Haibach lebte noch 12 Jahre. Sie schrieb ihre „Erinnerungen“ nieder und war bald Mittelpunkt im Haus. Mit ihren Kindern und Enkeln trug sie deren Freud und Leid und konnte ernten, was sie gesät hatte: Familiensinn. Besonders die Tochter Elfriede, die diese Tradition in ihrem eigenen Leben weiterführt, war die Gebende. Sie stand bei beiden Elternteilen in den schweren Abschiedsstunden nach aufopfernder Pflege am Sterbebett.

Wilhelm und Luise Haibach ruhen auf dem Missionsfriedhof
in Wuppertal - Barmen.



Wilhelm und Luise Haibach, 1928



Beamten - Wohnhaus in Pangururan, 1923



In Pangururan, 1923



Batakhäuser



Reisscheune
mit Fruchtbarkeitssymbolen und schönen Schnitzereien



Ein besonders schönes batakisches Wohnhaus
mit hohem Giebel und Ornamenten verziert



Mahlzeit auf der Matte vor dem batakschen Wohnhaus



Siandjur Mulamula, Dorf und Reisfelder

Der Ort, an dem der Sage nach die Götter zur Erde niederkamen, um bei der Namensfeier des batakschen Stammvaters zugegen zu sein und die den Menschen bis in die „tiefsten Falten ihrer Herzen“ schrieben, was gut und böse sei.



Reisanbau in Samosir



Der einzige Tiger, der auf der Insel Samosir war, 1923



Ein Geisteskranker wird „im Block“ festgehalten, 1924



„ Ompu babiat “
der Tigergrossvater



Radja Toentoen
Er soll früher noch Menschenfleisch gegessen haben



Heimkehrende Fischer auf dem Toba - See, 1925